Schriften
zum Vortheil
Nützlicher Wissenschaften
und des
Gesellschaftlichen Lebens

entworfen

von

einer PrivatGesellschaft

zur Uebung des Verstandes, zur Beförderung der Künste, und des gemeinen Bestens,

herausgegeben

von

Johann August Schlettwein

Lehrer der Weltweisheit in Jena.

J. Theoph. Hoeffel sr.

JENA

bey Christian Henrich Cuno. 1759.

Der

Durchlauchtigsten Fürstin und Frau

F R A U

Annen Amalien

Herzogin zu Sachsen Weimar

Eisenach und Jena ꝛc.

gebohrnen Herzogin zu Braunschweig

und Lüneburg

Unserer gnädigsten Fürstin

und Frau

Durchlauchtigste Herzogin
Gnädigste Fürstin und Frau

Die Gnade, die Ew. Herzogl. Durchl. unter so vielen andern erhabenen Eigenschaften gegen dieienigen angeerbt ist, deren Bemühungen das gemeine Beste zum Augenmerk haben, erwecket in uns das größte Vertrauen, daß HöchstDieselben

auch unsern Absichten das gnädigste Wohlgefallen zu schenken geruhen werden. Wir sind so glücklich gewesen, in Höchst-Dero Fürstenthume den Wissenschaften sicher obliegen, und unter der Aufsicht eines Lehrers, der ein würdiger Unterthan von Ew. Herzogl. Durchl. zu seyn, sich ernstlich bestrebet, eine Gesellschaft aufrichten zu können, die es sich zur Pflicht gemacht hat, ihren Verstand in nützlichen Wissenschaften zu üben, und ihre Kräfte zum gemeinen Nutzen anzuwenden. Wer könnte aber wohl mit grösserm Rechte die Früchte der Bemühungen einer solchen Gesellschaft fordern, als das Oberhaupt des Staates, in dessen Schooße sie entstanden

und in dessen Schutze sie ihren fortdaurenden Flor und ihre Zufriedenheit sucht? Wir halten es daher für eine Pflicht unserer unterthänigsten Ehrfurcht, **Ew. Herzogl. Durchl.** die ersten Proben unserer gesellschaftlichen Arbeiten, und den ganzen Plan unserer Endzwecke zu Füssen zu legen.

Die Zuversicht, unser Opfer gnädigst aufgenommen, und die Gesellschaft durch **HöchstDero** Huld wachsen zu sehen, feuret uns schon zu neuen gemeinnützlichen Absichten an, und verdoppelt unsern Eifer, mit welchem wir bisher in der Stille **Ew. Herzogl. Durchl.** als eine erhabene SchutzGöttin patriotischer Lieblinge der

Wissenschaften verehret, und für Höchst-Dero unveränderliches Wohlergehen die inbrünstigsten Wünsche zu dem Höchsten abgeschicket haben. Wir verharren in demselbigen unabläßig

Durchlauchtigste Herzogin
Gnädigste Fürstin und Frau

Ew. Herzogl. Durchl.

unterthänigstgehorsamste

die Verfasser.

Vorrede.

Jch übernehme die mir aufgetragene Arbeit, diesen Schriften eine kurze Vorrede vorzusetzen, und darinn die Veranlassung und den Zweck derselbigen bekannt zu machen, mit dem größten Vergnügen. Es sind nunmehro sechs Jahr verflossen, da sich einige gelehrte Mitbürger dieser hohen Schule mit einander vereinigten, in den Wissenschaften des Verstandes gesellschaftliche Uebungen anzustellen; Uebungen, an deren jeder, alle Mitglieder zusammen genommen, arbeiten wollten; Uebungen, deren Früchte nicht Werke eines einzelnen Gliedes, sondern Werke der ganzen Vereinigung seyn sollten. Sie ersuchten mich, ihren wöchentlichen Zusammenkünften beyzuwohnen, und ihnen durch meinen Rath und meine Aufsicht zu ihrem Endzwecke behülflich zu seyn. Jch nahm auch nicht den geringsten Anstand, in das Verlangen dieser Freunde, welches sich auf die edelsten Gesinnungen stützte, zu willigen, und habe seit dieser Zeit auf nichts mehr gedacht, als diese kleine PrivatGesellschaft zu einer wahrhaftig nützlichen und patriotischen

zu bilden. Meine Mühe ist auch keinesweges vergebens gewesen. Meine Freunde haben sich, auf mein Anrathen, mit den nützlichsten und erhabensten Wissenschaften bekannt gemacht, und keinen Fleiß gespahret, darinnen eine brauchbare Stärke zu erlangen. Sie sind auch von einem der Menschheit so würdigen Triebe entflammet, ihre erlangte Erkänntniß zeitig zum gemeinen Besten und zur Ausbreitung einer gründlichen Gelehrsamkeit anwenden zu lernen. Es ist mit einem Worte ihr ganzes Augenmerk auf Gründlichkeit und Brauchbarkeit in der Erkänntniß und auf gemeinnützliche Beschäftigungen gerichtet. Meine Leser werden sich nicht besser hiervon überzeugen können, als wenn ich ihnen die zwey neuesten Anstalten meiner Freunde bekannt mache, dadurch sich ihre edelste Gesinnungen und ihr Trieb zu gründlichen Wissenschaften völlig verklärt. Sie setzen 1) nicht nur zu ihrer eigenen Aufmunterung alle viertel Jahre einen Preiß von 12 Rthlrn. an Büchern, auf die beste Beantwortung einer von mir aufgegebenen Frage, sondern sind auch 2) erböthig alle Jahr auf Ostern mit einem Preiße von 12 Rthlrn. an Gelde die beste Arbeit eines Künstlers, eines Handwerkers, oder eines Land-Wirthes, besonders in hiesigen Landen, welche sie verlanget haben werden, zu bekrönen. Sollte sich nun wohl von einer Vereinigung solcher patriotischen Freunde die Gelehrsamkeit und der Staat nicht Vortheile inskünftige versprechen können?

Wie es aber immer mehr zur eifrigen Fortsetzung löblicher Unternehmungen viel beyträget, wenn

wenn man sich entweder durch einen erwünschten Beyfall der Weisen beglücket, oder durch einen redlichen und patriotischen Tadel derselbigen gebessert siehet: So hat sich diese kleine Privat-Gesellschaft vorgenommen, ihre Arbeiten in gründlichen und nützlichen Wissenschaften, die zwar in Ansehung der Wahl und ersten Ausführung ein einzelnes Mitglied, aber in Ansehung ihrer bestimmten Form die ganze Gesellschaft zum Verfasser haben, die, daß ich es kurz sage, gesellschaftliche sind, der Welt vor Augen zu legen, und dem belehrenden Urtheile der Patrioten zu unterwerfen. Es soll vierteljährig eine Sammlung von 12 Bogen erscheinen, und vier solche Sammlungen werden einen Band ausmachen, dem ein vollständiges Register beygefüget wird. Nichts wird in diesen Schriften einen Platz behaupten, was entweder nicht durch seine großen und wichtigen Folgen in einer Wissenschaft erheblich ist; oder zum Vortheil des gesellschaftlichen Lebens etwas beyträget.

Die erste Sammlung, welche jetzo an das Licht tritt, begreifet unter andern einige Preiß-Schriften in sich, die ich hier noch zu bemerken für nöthig erachte: Des Herrn L. A. Sarnighausens Untersuchung der Frage: ob der Wille Gottes ein ErkänntnißGrund dessen sey, was nach dem Rechte der Natur zu thun ist, und ob er der einzige sey, ist an Weyhnachten mit der auf diese Frage gesetzten Prämie bekrönt worden, und die Frage: ob mit der Lehre von der besten Welt oder mit der entgegengesetzten leichter ein Vertrauen zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen, beste-

hen

hen könne? deren Beantwortung vergangene Ostern beurtheilet worden, hatten meiner Einsicht nach die Herren **W. Lümmen, J. M. Greiner, V. Früchtenicht** und **J. N. Weisser** so gründlich beantwortet, daß ihre Schriften des Preißes gleich würdig waren. Ich zweifele nicht, daß diese Untersuchungen verschiedenen meiner Leser angenehm seyn werden.

Meine Leser wissen nun die Absicht dieser Schriften, und ich könnte diese Vorrede beschließen. Doch ich muß noch zum Vergnügen patriotischer Leser derjenigen Aufgaben Erwähnung thun, davon die eine von meinen Freunden zu ihrer eigenen Uebung künftigen Johannis zu beantworten ist, die andere aber unmittelbar auf das allgemeine Beste abzielet, und auf Ostern des künftigen Jahres aufgelöset seyn muß.

1) Derjenige nehmlich von den Mitgliedern dieser PrivatGesellschaft wird diesesmal, da der vierteljährige Preiß verdoppelt ist, einen Preiß von 24 Rthlrn. an Büchern bekommen, welcher die Frage: **ob mit dem allgemeinen Zusammenhange der Dinge die Freyheit bestehen kann?** am besten beantwortet, und die Schwierigkeiten am gründlichsten hebet, die einem Nachdenkenden bey dieser Materie einfallen.

2) Demjenigen Gerber in Jena oder in den hiesigen Landen will die Gesellschaft auf Ostern künftigen Jahres 1760. eine Belohnung von 12 Rthlr. an Gelde ertheilen, **welcher das Kalbleder durch das Gerben dem Naumburgischen** oder gar **dem Englischen an Vollkommenheit am nächsten bringen wird.** Die Absicht und das Verlangen der Gesellschaft in Ansehung dieser Aufgabe wird nächstens in einer besondern Nachricht und in den hiesigen Zeitungen umständlich bekannt gemacht werden.

Nun empfehle ich mich der Gewogenheit der Leser, und wünsche nichts mehr, als daß viele unter ihnen den patriotischen Eifer der Verfasser dieser Schriften durch ihren Beyfall, Rath und Beytrag unterstützen mögen. Jena den 5. May 1759.

Johann August Schlettwein.

Johann Ravens
Kurze Nachricht
von dieser Gesellschaft.

Man hat mir eine angenehme Pflicht auferleget. Ich soll von einer Gesellschaft Nachricht geben, deren Vorzüge ich auf eine für mich vortheilhafte Art kenne. Es wäre kein Wunder, wenn ich bey der lebhaften Erkänntnis des Werthes dieser Gesellschaft die genaue Unpartheylichkeit des Geschicht-Schreibers fahren ließe, um ein LobRedner derselben zu werden. Aber ich habe dieses nicht nöthig. Eine richtige Erzählung der Schicksale und Bemühungen dieser Gesellschaft wird die vollkommenste LobRede auf dieselbe seyn.

Der Herr Magister Schlettwein, ein Mann, der der Gelehrsamkeit Ehre macht, ist der Urheber und Vorsitzer dieser Gesellschaft. Er vereinigte sich vor mehr als sechs Jahren mit einigen Freunden der Wissenschaften, um mit Richtigkeit und genauer Beurtheilung die Wahrheiten der höhern und nützlichen Wissenschaften zu untersuchen. Es war ein gutes Zeichen für die beständige Fortdauer dieses Unternehmens, daß die ersten Mitglieder dieser aufblühenden Gesellschaft Leute waren, die der Eifer nach richtiger Erkänntnis in allen ihren Bemühungen lenkte. Sie erkannten bald die Vorzüge ihrer Absichten, und die Verdienste ihres Lehrers, der damals noch lehrbegierig unter ihnen saß, ob sie gleich alle von ihm lerneten. Sie machten eine ordentliche Einrichtung, und schrieben sich gewisse Gesetze vor, die so beschaffen sind, daß sie bisher die Gesellschaft in unveränderlicher Blüthe haben erhalten können, und keiner Veränderung, sondern nur einiger Zusätze bedurft haben. Die SonnabendsStunden von drey bis sechs Uhr sind der Zusammenkunft der Gesellschaft gewidmet. Es wird dieselbe auf der Stube eines von den Mitgliedern angestellet, wohin sich auch der Herr Vorsitzer begiebet, nach einem halbstündigen Gespräch beym Koffee nehmen die gesellschaftlichen Beschäftigungen ihren Anfang. Die Vertheidigung gewisser Sätze, die Vorlesung einer von einem Mitgliede ausgearbeiteten Abhandlung und die Beurtheilung derselben sind der kurze Inhalt dieser Arbeiten. Es ist

ein beständiges Gesetz, daß bey allen diesen Handlungen lateinisch geredet wird. Die Sätze zum Disputiren giebt einer von den Mitgliedern, den die Reihe trift. Drey aus der Gesellschaft sind die Gegner desselben, er kann aber auch einen andern, der kein Mitglied ist, dazu nehmen, ja es stehet jedem Mitgliede frey, gegen diese Sätze zu erinnern, was er für gut befindet. Diese Sätze werden zugleich mit ihren Beweisen gegeben, und in ein eigen Buch getragen. Sie können aus den philosophischen oder andern Wissenschaften hergenommen seyn. Die gründliche Einsicht in diese Sätze und die bessere Ueberzeugung von denselben sind die beständige Absicht dieser Uebung. Oft werden falsche Sätze mit ihren ScheinBeweisen zu vertheidigen übernommen, damit die Wahrheit siege, und nachher in einem desto hellern Glanz erscheine. Oft wird in diesen Sätzen ein neues LehrGebäude aufgeführet, und durch die strengste Beurtheilung entweder bestätiget oder über den Haufen geworfen. Es dauret diese Arbeit bis um fünf Uhr. Alsdenn lieset ein Mitglied eine von ihm ausgearbeitete Abhandlung in deutscher oder lateinischer Sprache vor, die Beurtheilung derselben nimmt den übrigen Theil der Zeit weg. Es wird aber diese Beurtheilung nicht blos auf die Richtigkeit des Ausdruckes, sondern auf die Ordnung und Wahrheit der Gedanken gerichtet. Man sucht die gebildeten Erklärungen durch eine angestellte genaue Vergleichung mit den Regeln der VernunftLehre unverwerflich zu machen. Man untersuchet die Sätze und die Beweise derselben. Man prüfet, ob die Materie vollständig abgehandelt sey. Außerdem wird diese Abhandlung noch jedem Mitgliede zugeschicket, um seine Erinnerungen dagegen zu machen.

Die gegenwärtige Sammlung enthält die Früchte dieser Bemühungen. Eine neuere Anstalt ist vor einem halben Jahr von den Mitgliedern beliebet worden. Der Wetteifer mit andern in einer Sache ist in dem Reiche der Wissenschaften ein Sporn zu mehrerm Nachdenken und Bemühen. Die Gesellschaft wollte dieses Vortheils auch genießen: sie entschloß sich, über eine von ihrem Vorsitzer aufgegebene Frage gemeinschaftlich zu arbeiten, und es seiner scharfsichtigen Beurtheilung zu überlassen, wer wegen der Ordnung und Gründlichkeit seiner Gedanken den Preiß von zwölf Reichsthalern, der darauf gesetzet und in Büchern bezahlet wird, verdienen sollte. Es ist diese Anstalt so eingerichtet, daß alle viertel Jahr eine solche PreißFrage beantwortet und belohnet wird. Man wird in diesem Bande die Abhandlungen über die zwey ersten PreißFragen, die das Urtheil des Kenners für die besten angesehen hat, antreffen. Die Gesellschaft siehet sich durch das Geld, welches sie von dem Verleger ihrer Schriften bekommt, zugleich in den Stand gesetzt, eine andere gemeinnützige Absicht zu bewirken. Sie will nehmlich zwölf Reichsthaler für denjenigen

bestimmen,

bestimmen, der am besten eine vorgelegte Frage, die eine besondere Verbesserung einer Kunst oder eines Handwerks betrift, beantworten wird. Die erste zu diesem Ende vorgegebene Frage, die übers Jahr zu beantworten, ist diese: Man stelle Versuche an, ob es nicht möglich ist, in Jena oder andern Orten in den Weimarischen Landen dem Kalbsleder durch das Gerben eben die Güte zu geben, die das Naumburgische oder gar das Englische hat?

Die Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft ist niemals unter sechs, bisweilen auch über zwölf gewesen. Es sind seit dem Anfange der Gesellschaft folgende:

1) David Johann Just Vietke, aus Hannover, d. G. G. W.

2) Gideon Rhode, aus Bremen, d. A. K. W.

3) Wilhelm Philipp Sarnighausen, aus Lünebrg, d. A. K. W.

4) Christian Eduald Rudow, aus Dannenberg im Lüneburgischen, d. R. W.

5) Caspar Westing, aus dem Bremischen, d. R. W.

6) Carl Nicolaus Chüden, aus Lüneburg, d. A. K. W.

7) Jacob Holm, aus Bremen, d. G. G. W.

8) Alexander Theodor, Freyherr von Werthern, aus Thüringen.

9) David Christoph Merkel, aus Schmalkalden, d. A. K. W.

10) Lorenz Albrecht Hermann Giese, aus Lüneburg, d. A. K. W.

11) Friedrich Tork, aus dem Bremischen, d. G. G. W.

12) Johann Philip Götke, aus dem Hollsteinischen, d. G. G. W.

13) Joachim Friedrich Gerhard Böttcher, aus dem Bremischen, d. R. W.

14) Gottlob Eusebius Oelze, aus dem Brandenburgischen, d. R. W.

15) Ambros Jacob Müller, aus Gotha, d. R. W.

16) Albrecht Georg Brandes, aus dem Lauenburgischen, d. G. G. W.

17) Friedrich Christian Gottlieb Scheidemantel, aus dem Eisenachischen, d. A. K. W.

18) Johann Philipp Dresser, aus Hamburg, d. R. W.

19) Georg Ernst Hohenholz, aus dem Lauenburgischen, d. G. G. W.

20) Johann Matthias Greiner, aus Hamburg, d. G. G. W.

21) Georg Christoph Giffhorn, aus dem Lüneburg. d. R. W.

22) Gustav

22) Gustav Gottfried von Bagewitz, aus dem Pommerischen Adel.

23) Johan Philipp Tohn, aus dem Eisenachischen, d R. B.

24) Georg Heinrich Völger, aus Lüneburg, d. G. G. B.

25) Joh. Conrad Hahn, aus dem Lüneburgischen, d. G. G. B.

26) Johann Christian Bremer, aus dem Bremischen, d. R. B.

27) Johann Rave, aus dem Lande Hadeln, d. R. B.

28) Georg David Wedemeyer, aus Lüneburg, d. R. B.

29) Ludwig Anton Sarnighaussen, aus dem Lüneburgischen, d. G. G. B.

30) Johann Christoph Buch, aus Wertheim, d. A. K. B.

31) Peter Heinr. Grabau, aus dem Lauenburgischen, d. G. G. B.

32) Wessel Lümmen, aus Jevern, d. G. G. B.

33) Joh. Nicolaus Weisser, aus dem Hollsteinischen, d. G. G. B.

34) Valentin Früchtenicht, aus dem Hollsteinischen, d. G. G. B.

35) Anton Garlichs, aus Jevern, d. G. G. B.

36) Johann Wittrock, aus dem Hollsteinischen, d. G. G. B.

37) Heinr. Friedr. Ottens, aus dem Hollsteinischen, d. G. G. B.

38) Johann Friedrich Schlosser, aus Jevern, d. G. G. B.

39) Wilhelm Ludolph Günther, aus Jevern, d. G. G. B.

G. A.

G. A. Brandes

Prüfung des PräformationsSystems der Pflanzen.

Wer sich nur ein wenig in der NaturKunde umgesehen hat, der weis es, wie viele Begebenheiten in der Natur vorkommen, die noch, so zu sagen, Geheimnisse sind. Wie bekant sind nicht die Würkungen des Magneten? Wie verschieden und unvollständig aber sind nicht die Erklärungen der Naturlehrer davon? So weis auch ein jeder, daß man das Feld besäet, und daß man aus einer gewissen Art von Saamen immer eine bestimmte Art der Pflanzen erhält. Wie es aber zugehe, daß dieser Saame nur immer ein Gewächse von einer bestimmten Art liefere, darinnen sind die Gelehrten noch nicht einig, und es giebt hier besonders zwey Meinungen. Einige von den Gelehrten nehmen an, die Pflanze sey in dem SaamenKorne im kleinen befindlich, und werde, wenn es ausgesäet worden, durch die Feuchtigkeit ausgedehnet, es werde also aus dieser kleinen Pflanze im Saamen, durch die Ausdehnung derselben, die Pflanze von der bestimmten Art. Dies System nennet man das Präformations-

mations-

mationsSystem. Andere sagen, es befinde sich in dem Saamen eine geistige Materie, die durch ihre Thätigkeit den Grund davon in sich enthält, daß eine Pflanze von dieser und keiner andern Beschaffenheit daraus entstehet. Ich habe mir fürgesetzt, diese beyden Systeme der Gelehrten so genau, als es möglich ist, zu beurtheilen. Das PräformationsSystem ist theils der Vernunft zuwider, theils unzureichend, die Begebenheiten, die man bey den Pflanzen bemerket, daraus zu erklären. Diese beyden Sätze werde ich zu beweisen trachten.

Wir wollen einmahl annehmen, die Pflanze sey im kleinen im SaamenKorn gebildet; so muß man behaupten, daß die große Pflanze entweder nach allen ihren wesentlichen Theilen präformirt sey, oder nicht. Das letzte kan vermöge des angenommenen Systems nicht seyn. Denn hätte sie nicht alle wesentliche Theile der großen Pflanze schon im kleinen; so würde man ausser dieser kleinen Pflanze im Saamen noch etwas annehmen müssen, um zu erklären, woher die Pflanze denjenigen wesentlichen Theil bekäme, der in der kleinen Pflanze im SaamenKorn noch nicht präformirt gewesen. Die präformirte kleine Pflanze wäre also schon nicht der HauptGrund davon, daß aus einem bestimmten Saamen immer eine Pflanze von einer bestimmten Art entstünde. Die Hypothese wäre also nicht hinreichend, das zu erklären, was sie nach dem vorgesetzten Zwecke erklären solte. Es muß also das erste seyn, die Pflanze muß im Saamen nach allen ihren wesentlichen Theilen präformirt seyn. Zu den wesentlichen Theilen einer Pflanze gehöret auch der Saame. Der Saame muß sich also auch schon in der kleinen Pflanze im Saamen präformirt befinden. Eine Pflanze aber hat viele SaamenKörner: alle diese Saamen-Körner müssen in der kleinen Pflanze präformirt seyn. Alle diese SaamenKörner müssen schon, da sie noch in dem ersten Saamen

menKorne sind, kleine präformirte Pflanzen nach allen wesentlichen Theilen in sich haben. Denn woraus erst nachher diese Pflanzen in diesen SaamenKörnern solten präformirt werden, lässet sich aus dieser Hypothese nicht erklären. Alle die Saamen, die in einer unendlichen Reihe von Jahren aus diesem ersten Saamen wachsen können, müssen also in demselben schon präformirt seyn. Denn es bleibet immer der obige Grund, weil man sonst schon wieder eine neue Hypothese annehmen müste, um zu erklären, woher diese folgenden SaamenKörner Pflanzen von der bestimmten Art hervorbrächten. Daß aber alle obige SaamenKörner in dem ersten Saamen präformirt gewesen, ist aller Wahrscheinlichkeit zuwider. Bedenket man nur, daß man aus einem einzigen WeitzenKorne in Zeit von sechs Jahren 64000000 SaamenKörner bekommet, wenn man nur auf jede Aehre 20 SaamenKörner rechnet; so müste doch vor sechs Jahren ein SaamenKorn schon 64000000 schwerer und größer gewesen seyn, als jetzo; oder es müste die verlohrne Schwere und Größe immer durch andere fremde Materien in einem SaamenKorne wieder ersetzet worden seyn. Das letzte widerlegen die chymischen Erfahrungen. Man findet in einem WeitzenKorne eben die Theile und keine andern, die man vor sechs Jahren in einem solchen gefunden hat. Ist aber das erste, dessen Unrichtigkeit man doch schon durch die Erfahrung zeigen kann, so frage ich: wie schwer und groß solten alsdenn wohl die ersten SaamenKörner gewesen seyn? Solte der vierte Theil unserer ErdKugel wohl im Stande gewesen seyn, nur eines derselben zu fassen, und sollte wohl eine Pflanze gewesen seyn, die eines hätte tragen können? Dies System ist also allen Regeln der Wahrscheinlichkeit zuwider.

Ich habe nun den ersten Satz bewiesen. Ich habe gezeiget, daß dies System der Vernunft zuwider ist. Ich muß nun noch zeigen, daß es unzureichend sey, die Begebenheiten, die man bey der Pflanze bemerket, daraus

zu erklären. Ich werde dies hinreichend dargethan haben, wenn ich beweise, daß man weder die Vermehrung der Aehren aus einem einzigen SaamenKorn, noch die so unumstößlich gewisse Palingenesie der Pflanzen, noch das unverhinderte Wachsthum der Pflanzen nach der Einweichung des Saamens, noch auch die Nothwendigkeit, dem Saamen, den man eine Zeit lang aufbewahren will, Luft zu lassen, erklären kan. Wir wissen aus angestellten Versuchen, daß ein Saamen-Korn oft drey bis vier Aehren hervor bringet. Wie will man aber dieses aus der angenommenen Hypothese erklären. Man wird annehmen müssen, daß in diesem SaamenKorn drey oder vier Pflanzen so präformirt wären, daß sie in einem Jahre hervor brechen könnten. Nun aber trifft diese Vermehrung des Saamens bey jedem vollkommenen SaamenKorn unter folgenden Umständen zu: 1) daß der Saame in ein Erdreich gesäet werde, welches nahrsame Theile genug besitzet; 2) daß man den Saamen ein wenig dünne aussäe, oder weit von einander stecke. Man wird also von jeden vollkommenen SaamenKorn behaupten müssen, daß in demselben drey bis vier Pflanzen, so präformiret sind, daß sie in einem Jahre, wo nicht völlig, zu ihrer Vollkommenheit aufwachsen, doch hervor brechen können. Warum aber trifft dies denn nicht allemahl zu? Warum kommen nicht alle Jahr drey bis vier Aehren aus einem SaamenKorn hervor? Denn meiner geringen Einsicht nach sind die erwähnten Umstände bey diesem Systeme gar nicht nöthig. Wozu ist hier ein fettes Erdreich nöthig? Man erfordert ja nur dies, daß die kleine Pflanze durch hinzugekommene Feuchtigkeiten ausgedehnet werde. Man erfordert also nur eine solche flüßige Materie, die leicht in die kleinen SaftRöhren eindringen kan. Hiezu aber ist eine wässerigte Feuchtigkeit hinreichend, diese kan weit leichter in die engen Röhren dringen, als eine fette und öligte Materie. Was nützet es also dem Saamen, oder viel-

mehr

mehr der kleinen Pflanze im Saamen, daß sie in ein fettes Land gebracht werde, da sie durch wäßrigte Feuchtigkeiten weit eher als durch die öligten ausgedehnet werden und also hervor keimen kann? Der Saame muß also doch drey bis vier Aehren hervorbringen, wenn er auch in einem schlechten magern Erdreich befindlich ist, und nur wässerigte Feuchtigkeiten genug hat. Und wozu hat man nöthig, bey diesem Systeme anzunehmen, daß der Saame in einer gewissen Weite müsse gestecket werden? Wenn nur Feuchtigkeiten genug da sind, und die eine Pflantze der andern im Wachsen keine Hindernisse setzet; so müssen aus einem vollkommenen SaamenKorn allemahl drey Aehren entstehen. Wer siehet aber wohl jemahls das Getraide so dick gesäet, daß nicht noch immer zwischen zwey Aehren drey bis vier derselben solten aufwachsen können? Die drey bis vier präformirten Pflanzen müsten also allemahl hervorbrechen, wenn sie Feuchtigkeiten genug hätten. Dies aber ist der Erfahrung zuwider, und die gemeldeten Umstände müssen bey der Vermehrung des Saamens genau beobachtet werden. Dies System ist also unzureichend, die Vermehrung der Aehren aus einem SaamenKorn zu erklären.

Solte man aber wohl die Palingenesie der Pflanzen aus dieser angenommenen Hypothese erklären können? Ich glaube, daß man dies nach der Vernunft schwerlich behaupten wird. Ich werde nicht nöthig haben, weitläuftig zu erzählen, daß man bey der Wiederbringung der Pflanzen dieselben, oder auch den Saamen verbrennet, alsdenn eine gewisse geistige Materie auf diese Asche giesset, und dadurch die verbrandte Pflanze wiederum hervorbringet. Wie wird man also die Palingenesie aus der angenommenen Hypothese erklären? Die Pflanze, die man wieder hervorbringen will, wird ganz zu Asche verbrandt, der Zusammenhang der Theile unter sich wird also, wo nicht nach allen, doch nach den

mehresten Theilen getrennet, die im Saamen präformirte Pflanze hat daher ebenfalls eine Veränderung zu erdulden. Gesetzt also, daß der Zusammenhang der Theile auch nicht völlig aufgehoben würde; so wird doch dieser Zusammenhang den mehresten Theilen nach getrennet, und die Pflanze könnte nicht wieder aus der Asche hervorgebracht werden. Man muß also, entweder die Möglichkeit der Palingenesie, oder die Richtigkeit dieses Systems leugnen. Wolte man die Palingenesie und deren Möglichkeit leugnen, so würde man die Wahrheit desjenigen leugnen müssen, was wir durch die Geschichte von einigen Männern wissen, die dies Geheimniß verstanden, aus der Asche einer Pflanze die Pflanze wieder hervorzubringen. Man wird es mir also zugeben müssen, daß die Richtigkeit dieser Hypothese mit Recht geleugnet werde.

Wie will man endlich aus der angenommenen Hypothese erklären, daß durch die Feuchtigkeiten in der Erde der Saame nicht zum wachsen untüchtig gemacht wird. Solte man nicht vielmehr zu behaupten Grund haben, daß bey etwas anhaltender Feuchtigkeit der mehreste Saame verderben müsse? denn die SaftRöhren der Pflanzen sind zu klein, die Feuchtigkeiten aber werden doch mit Gewalt in sie hinein dringen, und sehr stark auf dieselben würken. Werden dadurch aber nicht diese subtilen Röhren reissen. Wird dadurch also nicht der Wachsthum der Pflanzen verhindert werden?

Daß man dem Saamen, den man einige Jahre in seiner Güte erhalten will, Luft lassen müsse, ist eine völlig ausgemachte Sache. Warum muß man dieses thun, wenn die jungen Pflanzen im SaamenKorne völlig präformiret sind? Haben denn diese, da sie noch gar nicht wachsen sollen, und noch keine Nahrung bedürfen, den Einfluß der Luft nöthig? Diese Nothwendigkeit läst sich gar nicht gedenken.

Doch genug von diesem Systeme, das so wohl der Vernunft zuwider, als auch unzureichend ist, das zu erklären, was es erklären solte. Das zweite System der Gelehrten will ich in einer andern Abhandlung prüfen.

* *

II.

Eben desselben

Abhandlung

Von den Ursachen der Fruchtbarkeit der Bremischen Marschländer.

§. 1.

Es ist wohl unstreitig, daß die weise Vorsehung einem jeden Lande solche Dinge mitgetheilt, durch deren vernünftige Anwendung die Einwohner desselben sich zu nähren, und den Staat in Aufnahme zu bringen, im Stande sind. Dem einem Staate giebt sie einträgliche Bergwerke. Einem andern schenket sie die schönsten Viehweiden. Das dritte hat einen fruchtbaren Boden für allerley GetraideArten. Wie einträglich sind nicht diese Dinge der Kammer des Fürsten, wenn sie vernünftig gebraucht werden. Wie vortheilhaft sind nicht die Bergwerke einem Staate. Wie nützlich und wie unentbehrlich ist nicht einem Staate die Viehzucht. Und wie geschickt sind nicht die arbeitsamen Hände des Landmannes, durch den Erdbau die Einkünfte des Fürsten zu erhöhen; wenn schon die Natur für die Fruchtbarkeit der Felder gesorgt hat. Wäre es meine Absicht, die Vortheile des Fürsten zu bestimmen, den er von dem Anbau eines fruchtbaren Bodens hoffen kan; so könte ich dies durch das Beyspiel der Bremischen so genannten Marschländer, Hadeln, Kedingen und Wursten, deut-

lich zeigen. Diesen Ländern hat die gütige Natur einen fruchtbaren Boden geschenket. Der arbeitsame Land-Mann macht sich dieses Geschenke der weisen Vorsehung zu nutze. Alle diese Länder sind durch den Fleiß der Unterthanen vollkommen angebauet, und sind einem Garten gleich, in dem der unermüdete Gärtner kein Beet unbearbeitet lässet. Der Landmann wird durch seine Emsigkeit ein reicher Unterthan des Fürsten. Was folget aber aus diesem zunehmenden Reichthume sicherer, als der Reichthum und die Macht des Fürsten. Doch ich will mich jetzo nicht damit beschäftigen, die Vortheile zu bestimmen, die der Fürst von diesen Ländern hat. Ich will vielmehr jetzo die Ursachen, warum diese obengenannte Länder so fruchtbar an Getraide sind, auszuforschen trachten.

Da es überhaupt eine angenehme Sache ist, den Grund der natürlichen Würkungen zu untersuchen, und die Kenntniß dieser Ursachen ein Mittel werden kan, einige unfruchtbare Felder in etwas zu verbessern; so kan ich mir bey dieser Abhandlung auf einigen Beyfall Rechnung machen.

§. 2.

Ich will mir Mühe geben, in gegenwärtiger Abhandlung die Ursachen aufzusuchen, die den Grund der Fruchtbarkeit der Länder Hadeln, Kedingen und Wursten, enthalten. Ich würde hier aber einen unglücklichen Untersucher abgeben, wenn ich mich nicht zuerst um die Beschaffenheit eines fruchtbaren Ackers bekümmern, und die Ursachen der Fruchtbarkeit aus unverwerflichen Gründen entwickeln wolte. Es ist ohne eine solche Untersuchung schlechterdings unmöglich, die Fruchtbarkeit erwähnter Länder aus ihren wahren Quellen herzuleiten. Man will ja bey dieser Beschäftigung nur zeigen, wodurch das allgemeine in einem besondern Falle da ist. Ich will daher

1) den

1) den Begriff von einem fruchtbaren Acker fest setzen. Aus diesem
2) die Ursachen der Fruchtbarkeit auswickeln und endlich zeigen
3) wodurch diese Dinge in obigen Ländern da sind.

§. 3.

Wann nennen wir einen Acker fruchtbar? Dies ist die erste Frage, die ich beantworten muß. Der gemeine Redegebrauch bestätigt es, daß wir einen Acker alsdenn fruchtbar nennen, wenn er uns vollkommenen und so viel Saamen liefert, daß wir von demselben die aufgewandten Kosten bestreiten können, und dennoch einen Ueberschuß haben. Je größer dieser Ueberschuß, den wir nach allen abgerechneten Unkosten behalten, und je vollkommener der Saame, desto fruchtbarer ist der Acker.

§. 4.

Die Vollkommenheit des gewonnenen Saamens beurtheilet man aus folgenden Gründen. Man untersuchet, ob der Saame groß, und völlig mit der mehligten Materie in seinem Innern erfüllet sey, oder nicht. Hat er die beyden angegebenen Bestimmungen, so ist der Saame in seiner Art vollkommen. Er muß aber auch in diesem Falle nothwendig schwerer seyn, als in dem Falle, wo er klein, und in seinem Innern mit der mehligten Materie nicht genugsam angefüllet ist. Man beurtheilt daher die verschiedene Vollkommenheit des Saamens nach seiner verschiedenen Schwere. Je grösser diese Schwere des Saamens ist, desto grösser ist seine Vollkommenheit. Hieraus ist die Folge unmittelbar, daß der Acker in Absicht auf die Vollkommenheit des Saamens um so viel fruchtbarer sey, je grösser die Schwere des gewonnenen Saamens ist.

§. 5.

Doch dies allein, daß der Acker uns einen schweren Saamen liefert, macht ihn noch nicht fruchtbar. Es muß noch dieses hinzu kommen, daß er uns so viel Saamen liefere, der uns nicht nur die aufgewandten Kosten bezahlet, sondern noch einen Ueberschuß nach abgezogenen Kosten übrig lässet. Der ausgestreuete Saame muß sich also durch viele grosse und volle Aehren vermehren, wenn wir den Acker fruchtbar nennen sollen.

§. 6.

Es ist also der Begrif eines fruchtbaren Ackers nunmehro bestimmt. Ich kan mich nun zur Beantwortung der zweyten Frage wenden. Ich kan nun die Ursachen aufsuchen, wodurch uns der Acker in vielen grossen und vollen Aehren einen schweren Saamen liefert. Soll der ausgestreuete Saame nicht nur viele, grosse und volle Aehren, sondern auch einen schweren Saamen liefern; so muß die geistige Materie in dem Saamen, wodurch dieser allemahl ein Erdgewächse von seiner Art hervorbringet, in ihrer Thätigkeit, so wenig Widerstand finden, als möglich. Er muß mit einer nie versiegenden Quelle von NahrungsSäften umgeben seyn; diese müssen ungehindert in die zur Vollkommenheit der Gewächse bestimmten Gefässe eindringen. Ich wüste auch nicht, was man mehr fordern wolte. Ein vollkommener Saamen muß die schönsten Früchte bringen, wenn er sich in dem erwehnten Zustande befindet.

§. 7.

Was ist nun aber hiezu nöthig, daß die Würcksamkeit der innern geistigen Materie eines Saamens nicht verhindert werde? Muß nicht die Schaale, und die mehligte Materie in derselben erweicht seyn? Ist die mehligte Materie des Saamens in ihrem innern nicht völlig erweicht; so findet diese würksame geistige Materie einen

einen grössern Widerstand, als wenn sie gehörig erweicht, oder aufgeschlossen worden. Soll sich also der Saame fruchtbar beweisen, so muß er in der Erde gehörig aufgeschlossen werden können.

§. 8.

Soll der Saame gehörig aufgeschlossen werden, so müssen in dem Acker hinlängliche Feuchtigkeiten vorhanden seyn, die in den Saamen eindringen, den Zusammenhang der mehligten Materie geringer machen, und folglich den Widerstand heben, der der geistigen Materie gesetzet war. Der Saame muß also auch bey dürren JahresZeiten Feuchtigkeiten genug haben; und darum muß der Acker solche Dinge enthalten, die vermöge ihrer Natur die Feuchtigkeiten der Luft anziehen, und auf diese Weise dem Saamen Feuchtigkeit verschaffen. Von denen alcalischen Salzen ist diese Würkung durch die Erfahrung bekannt. Die alcalischen Salze sind daher eine Ursache der Fruchtbarkeit des Ackers.

§. 9.

Alleine der Saame hat nicht nur dazu Feuchtigkeiten nöthig, daß er gehörig aufgeschlossen werde; sondern kan auch ohne denselben seinen Wachsthum nicht vollbringen. So wenig der thierische Cörper ohne Blut bestehen kan; so unmöglich ist auch der Wachsthum der Pflanzen ohne Feuchtigkeiten. Da aber dieses, so müssen die alcalischen Salze entweder beständig in dem Acker bleiben, und nicht mit den Dünsten fortfliegen, oder es müssen doch immer neue alcalische Salze an der vorigen Stelle kommen, damit der Saame durch sie immer hinlängliche Feuchtigkeiten bekomme.

§. 10.

Wie müssen aber diese Feuchtigkeiten beschaffen seyn, die durch die alcalischen Salze dem Saamen mitgetheilt werden? Soll der Saamen fruchtbar aufwachsen; so

muß die geistige Materie immer in genugsamer Menge abgesondert werden. Wären aber die Feuchtigkeiten bloß wässerigt; so würden sie an statt die geistige Materie zu vermehren, die Thätigkeit derselben vielmehr schwächen. Die geistige Materie verlanget vielmehr das Daseyn sulphurischer Theile, und darum müssen diese mit den wässerigten Theilen verbunden seyn. Sind die sulphurischen Theile mit den wässerigten verbunden, so entstehet daraus ein Oel oder Fett. Soll sich also der Acker fruchtbar beweisen; so muß er auch fette Theile enthalten, dadurch die geistige Materie vermehrt werden kann.

§. 11.

Wozu aber würden diese Theile dem Saamen wohl nützen, gesetzt auch, daß sie im Ueberfluß da wären, wenn der Saame sie nicht gehörig annehmen könnte? Soll aber dieses geschehen, so muß der Saame in der Erde viele Canäle haben, wodurch er diese würksamen Theile in genugsamer Menge anzunehmen im Stande ist. Hiezu dienen die Wurzeln, und es ist also gewiß, daß, je weniger der Saame im WurzelSchlagen, oder Bestocken verhindert wird, desto fruchtbarer sein Wachsthum seyn müsse. Man muß daher die Hindernisse, wo sie sich finden, wegräumen. Ein harter und fester Boden ist ein solches Hinderniß. Die zarten Röhren sind hier nicht im Stande, gehörig durchzudringen, sich weit zu verbreiten und zu vermehren. Dem harten Boden ist der weiche und luckere entgegen gesetzt. Man wird daher behaupten müssen, daß das LuckerSeyn des Bodens auch ein Stück eines fruchtbaren Ackers ausmachet.

§. 12.

Wir kennen nun diejenigen Dinge, wodurch der Acker fruchtbar ist. Wir können uns daher zu der letztern Haupt-Aufgabe wenden, warum nehmlich die Länder **Hadeln, Kedingen** und **Wursten** so fruchtbar an Getraide

Getraide sind. Es ist aus obigem klar, daß diese Länder, da sie fruchtbar an Getraide sind, einen luckern Boden, alcalischen Salze und fette Theile haben müssen. Allein hierdurch würde ich meiner Pflicht kein Genüge leisten, wenn ich bey dieser Antwort stehen bleiben wolte. Meine Antwort ist alsdenn hinreichend, wenn ich den Grund, warum oder woher sie die obigen Stücke der Fruchtbarkeit haben, angeben kan. Woher haben also die obigen Länder alcalische Salze, fette Theile und einen luckern Boden? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das, vermöge der Lage und Beschaffenheit des Bodens dieser Länder, eindringende Wasser, als eine Ursache der obigen Stücke der Fruchtbarkeit annehme. Ich will aus dem Grunde zuerst die Lage dieser Länder bestimmen, und dann zeigen, wie durch das eindringende Wasser die den Acker fruchtbar machende Dinge möglich sind.

§. 14.

Da ich aber nur die Ursachen der Fruchtbarkeit dieser Länder aufsuchen will; so werde ich auch nur die Lage derselben in Ansehung ihres fruchtbaren Theiles bestimmen. Denn nicht das ganze Land **Hadeln** z. E. hat einen so fruchtbaren Boden. Allein der fruchtbarste Theil dieser Länder ist doch der grösseste, und der nicht so fruchtbare District ist in der Lage von jenem unterschieden. Die fruchtbaren Gegenden dieser Länder liegen, was **Hadeln** und **Kedingen** betrift, **an der Elbe**, das Land **Wursten** aber erstreckt sich **längst der Weser** an die NordSee. Beyde Ströhme führen in diesen Gegenden noch salzigtes SeeWasser mit sich. Die Länder selbst sind flach und eben. Ihr Boden hat nichts steinigtes, sandigtes, oder Felsen ähnliches; ja sie liegen so niedrig, daß die Ströhme, die diese Länder vorbey fliessen, bey ordentlicher Fluth fast eine gleiche Höhe mit der Oberfläche dieser Länder haben. Die Einwohner würden daher bey etwas hohen Fluthen, manchen Ueberschwemmungen ausgesetzt seyn, wenn sie sich nicht wider die Wuth

der Wellen durch feste und hohe Dämme in Sicherheit gesetzt hätten.

§. 15.

Ich könnte noch aus den alten Nachrichten dieser Länder dies anführen, daß sie nach und nach dem Strohme entrissen und angebauet worden, da sie Anfangs ganz von der Elbe und Weser überschwemmt gewesen. Allein das, was ich von der Lage angegeben, ist zu meiner Absicht hinreichend, und ich kan mich nun zu dem zweyten Stück in der dritten HauptAufgabe wenden.

§. 16.

Da diese Länder mit den vorbey fliessenden Ströhmen bey ordentlicher Fluth gleich hoch liegen, und da sie keinen felßigten Boden haben; so ist es unstreitig, daß das salzigte SeeWasser der Elbe und Weser in das Erdreich dieser Länder, wegen ihrer Lage, sehr stark eindringen müsse. Das Gesetz der NaturLehre, daß das Wasser beständig sich den Theilen der Erde anhänget, und durch die anhängende Kraft sich zwischen dieselben hinein bewegt, setzt dieses ganz ausser Zweifel. Die Ueberschwemmungen, die auch hier viel leichter geschehen können, als in andern Gegenden, geben zu dem tiefen Eindringen des MeerWassers noch mehr Anlaß.

§. 17.

Dringt aber das salzigte SeeWasser in diese Länder ein; so ist es auch unstreitig, daß feuerbeständige alcalische Salze mit eindringen. Wer hieran zweifeln wolte, der müste dies darthun, daß das SeeWasser kein solches fixes Alcali bey sich habe. Wer wird es aber wohl wagen, einen Satz zu behaupten, der durch die bekanntesten Erfahrungen über den Haufen gestossen wird? Wem ist unbekannt, daß man aus dem SeeWasser ein KüchenSalz sieden könne. Das KüchenSalz besteht ja aus einem fixen Alcali, nnd einem sauern flüchtigen Salze. Wie

wäre

wäre es also wohl möglich, daß jemand das Daseyn fixer alcalischer Salze in dem SeeWasser leugnen, oder an dem Daseyn solcher Salze in dem Erdreiche der obigen Länder zweifeln könnte.

§. 18.

Allein, auch eben wegen des eindringenden SeeWassers kommen auch saure Salze mit in den Acker. Blieben diese in demselben, so würden sie die Würksamkeit alcalischer Salze verhindern, und also auch den Grad der Fruchtbarkeit vermindern. Da aber diese sauren Salze flüchtiger Art sind, und also bey einem geringern Grade der Wärme verfliegen; so werden sie mit den Dünsten fortgehen, und der Acker wird ihrer völlig los werden.

§. 19.

Das erste Stück, was den Acker fruchtbar macht, ist also in obigen Ländern befindlich. Woher entsteht aber bey ihnen das Fett oder Oel, als das zweyte Stück der Fruchtbarkeit? Auch dieses bekommen sie durch das eindringende Wasser. Denn alles salzigte SeeWasser hält eine hartzigtie bittere Materie in sich, die in nichts anders, als in einer Fettigkeit, besteht.

§. 20.

So weit würkt die Natur die beyden ersten Stücke der Fruchtbarkeit in obigen Ländern. Der fleißige Landmann vermehrt sie durch völlig in Fäulniß gegangenen Dünger, und erhöhet dadurch den Grad der Fruchtbarkeit.

§. 21.

Es ist also nur noch das letzte übrig, wodurch das LuckerSeyn des Erdbodens gewürket werde? Auch dies verursacht das eindringende Wasser. Dieses dringet in die Zwischenräume der Erde. Muß aber hierdurch nicht das Zusammenhängen der ErdTheile unter sich geringer werden?

Die

Die Erfahrung bestätigt diese Wahrheit zur Gnüge. Man nehme einen noch so harten ErdKlumpen, man lasse ihn nur wenige Zeit im Wasser liegen; so wird er weich werden, und leicht auseinander fallen. Ist dies nicht hinreichend, darzuthun, daß das Wasser das Zusammenhängen der Theile in der Erde verringere. Wo aber der Grad des Zusammenhängens der ErdTheile geringe ist, da nennen wir diese Erde beziehungs Weise lucker. Es ist also auch erwiesen, daß diese Länder, wegen ihrer Lage, einen luckern Boden haben. Der arbeitsame Landmann sucht auch dieses Stück der Fruchtbarkeit zu erhöhen. Er pflügt daher seinen Acker tief, und zermalmet durch grosse Walzen die bey dürrer Witterung auf dem Acker befindlichen Erdschollen.

§. 22.

Soll ich meinen Satz, daß das in den Acker dringende Wasser die Fruchtbarkeit des Landes befördere, durch Ansehen unterstützen; so kann ich die Erdbeschreiber anführen. Diese schreiben den Ueberschwemmungen des NilStrohms den Grund zu, warum Egypten so fruchtbar ist. Was macht aber diese Ueberschwemmung anders, als daß das Wasser des Nils in die Erde eindringet, seine salzigten und schwefeligten Theile mit dem Erdboden vermischt, und nach dem Abflusse des übrigen daselbst eine Fäulniß verursacht.

§. 23.

Ich habe nun die vorgesetzte Frage nach meinen Kräften beantwortet, und könte daher meine Abhandlung beschliessen. Vielleicht aber spricht jemand, wozu nützet eine solche Abhandlung? was hat sie für Einfluß in das gemeine Beste? Ich will daher diese Frage noch kürzlich beantworten. Ich habe den Grund der Fruchtbarkeit obiger Länder in dem eindringenden salzigten und fetten Wasser gesetzt. Das MistWasser ist an salzigten und fetten Theilen sehr reich. Ein Wirth, der alles zu nutzen sucht, kann es durch SeifenWasser, welches man in den Städten vornehmlich

lich sehr häufig bekommen kann, und durch Urin noch kräftiger machen. Sollte es wohl nicht von dem größten Nutzen seyn, wenn man außer dem Miste, den man auf die Felder fahren oder tragen läßt, noch etwas anwendete, jene Flüssigkeiten auf dem Acker bringen zu lassen? Die auf diese Art geschehene Verbesserung des Bodens ist unstreitig die grösseste. Diese mit thätigen Theilen angefüllte flüßige Materie dringet viel tiefer in die Erde hinein, als es die thätige Kraft des Mistes thun kann. Mithin sind die ersten der Würkung der äußerlichen Luft nicht so sehr ausgesetzt, als die letzten, und können also dem Acker nicht so leicht entzogen werden. Es wird auch die untere Erde durch das Eindringen der erwehnten flüßigen Materie erweichet, und zu einer innern Bewegung und Gährung bestimmt. Der Mist kann so viel nicht würken.

III.

Lorenz Albrecht Hermann Giesens Untersuchung: Ob, und in wie ferne der Leib des Menschen jemalen unsterblich seyn könne?

Unter den Lehren unserer Kirche, welche von den Socinianern, diesen sich so viel dünkenden Bestreitern des Glaubens, angefochten werden, ist auch dieser Satz begriffen, daß der Leib des Menschen im Stande der Unschuld unsterblich gewesen sey. Es scheinet ihnen etwas widersprechendes zu seyn, daß ein Körper von der Art, wie der unsrige ist, ein Körper, der vermöge seines innern Baues einer ewigen Thätigkeit unfähig sey, die Unsterblichkeit besitzen solle. Da diese Gedanken

danken dem ersten Ansehen nach ziemlich scheinbar sind, so darf man sich nicht wundern, daß auch in unserer Kirche Männer sind, die eben dieser Meinung beyzupflichten nicht abgeneigt gewesen. Ich gestehe zwar, daß dieser Satz, der menschliche Körper war im Stande der Unschuld unsterblich, nicht unter die Glaubenslehren unserer Religion vom ersten Range gehöre. Es können aber doch die Folgen, die sich daraus, daß diese Lehre falsch sey, herleiten lassen, viele Verwirrungen und schädliche Meinungen verursachen. Sollte man wohl nicht dadurch verleitet werden, in der Lehre von der ewigen Glückseeligkeit nachtheilige Sätze zu behaupten, wenn man einmal annimmt, daß der menschliche Körper, vermöge seiner Structur, die Sterblichkeit wesentlich an sich träge? Man dürfte nur ein wenig verwegen schließen, so könnte man entweder die Unsterblichkeit der Leiber der Seeligen leugnen, oder doch wenigstens glauben, daß der Leib der Seeligen nicht die wesentliche Gestalt eines menschlichen Körpers besitzen werde.

Ich glaube daher nicht, daß ich eine unnütze Arbeit übernehme, wenn ich die Meinung aller derer, die die Unsterblichkeit des menschlichen Körpers für unmöglich erklären, hinreichend zu schwächen suche. Vielleicht erblickt man hier einige Gründe, welche diejenigen, die auch wohl wider die Socinianer gestritten haben, nicht eben im Gebrauch gehabt.

Ich will aber auf folgende Art hierinne zu Werke gehen. Ich will zuförderst und zwar vornemlich die Uebereinstimmung unserer Lehre von der Unsterblichkeit des Körpers im Stande der Unschuld mit der Vernunft zeigen, und alsdenn die Uebereinstimmung der untrüglichsten Zeugnisse der göttlichen Offenbarung mit dieser Erklärung der Vernunft zur vollkommenen Bevestigung dieser Wahrheit ganz kurz hinzusetzen.

Es wird aber für allen Dingen nöthig seyn, daß ich die Ursachen, warum unser Körper dem Tode unterworfen

worfen ist, genau zu bestimmen suche. Wissen wir erst den Grund der Sterblichkeit und des Todes unseres Leibes vollständig, so wird es uns nicht mehr schwer fallen, aus der Vernunft zu beurtheilen, ob der Körper im Stande der Unschuld der Nothwendigkeit zn sterben unterworfen gewesen, oder nicht.

Ich setze hier aus der NaturWissenschaft voraus, daß das Leben unseres Leibes in dem Kreislaufe der Säfte und der daher rührenden Thätigkeit der Theile bestehe. Ich setze auch dies voraus, daß die Bewegung unserer Säfte durch die Zusammenziehung des Herzens und anderer Gefässe, die die NaturForscher SchlagAdern zu nennen pflegen, gewirket wird. Ich setze auch dies voraus, daß die Zusammenziehung in dem Einflusse eines höchstsubtilen geistigen Wesens in die Gefässe des Herzens ihren Grund habe. Ich kann alles dieses desto leichter voraussetzen, je gewisser uns schon andere hinreichend davon unterrichtet haben. Wer siehet aber nicht, daß ich hinreichenden Grund habe, diesen Schluß daraus zu machen, daß unser Leib nur alsdenn sterben könne, **wenn der Umlauf unserer Säfte nicht mehr von statten gehet.** Wie kann aber wohl diese Bewegung in unserm Körper aufhören? Muß nicht, wenn dieses geschehen soll, entweder die zusammenziehende Kraft des Herzens und der PulsAdern verlohren gehen, oder der Widerstand, welcher dieser Zusammenziehung entgegen ist, zu gros werden?

Ich will einmal das letzte annehmen. Ich will setzen, daß der Widerstand in Ansehung der zusammenziehenden Kraft des Herzens und der PulsAdern zu gros werden soll. Wie solte dieses wohl möglich seyn? Gewiß, ich mag so genau nachsinnen, als es immer möglich ist: so kan ich doch außer der verminderten Beweglichkeit der Säfte nichts finden, wodurch die zusammenziehende Kraft des Herzens verhindert werden könnte.

Ich treffe außer den Säften weder in den Höhlungen des Herzens, noch in den PulsAdern etwas an, welches der Zusammenziehung dieser Theile einen Widerstand entgegensetzet. Sind aber diese Säfte in dem erforderlichen Grade flüßig und beweglich: wie solten denn das Herz und die PulsAdern einen allzugroßen Widerstand an denselbigen zu überwältigen haben? Es ist aber unstreitig, daß eine flüßige Materie nur dadurch unbeweglich wird, daß sich grobe Theile in derselbigen anhäufen. Wenn also dem Herzen und den PulsAdern ein allzustarker Widerstand entgegen gesetzt werden soll, so muß dieses durch grobe Theile geschehen, die sich in unsern Säften anhäufen.

Setzen wir nun aber den ersten Fall, daß die zusammenziehende Kraft des Herzens und der PulsAdern weggenommen werden soll, so müssen entweder die Fibern dieser Gefäße zerrissen, und also zu ihrer ordentlichen Verrichtung untüchtig gemacht werden, oder die geistigen Materien müssen nicht mehr in die Fibern dieser Gefäße einen Einfluß haben. Ist das letzte, bewegen sich die subtilen geistigen Materien nicht mehr in die Fibern des Herzens und der PulsAdern hinein, so müssen entweder keine solche Materien mehr von dem Geblüte abgesondert werden, oder es sind ihnen hinreichende Hindernisse entgegen, wenn sie sich in die Fibern des Herzens hineinbewegen wollen. Soll den geistigen Materien ein Widerstand entgegen seyn, welcher verhindert, daß sie nicht in die kleinsten Gefäße des Herzens und der PulsAdern hineinfließen können, so muß **dieser Widerstand in den groben Theilen unserer Säfte gesucht werden.** Wenn aber jemand annimmt, daß keine geistigen Materien aus dem Geblüte abgesondert werden sollen, so wird er entweder glauben müssen, daß in dem Geblüte ein Mangel an diesen subtilen wirksamen Säften sey, oder daß sie in die AbsonderungsGefäße nicht hinein-

hineingehen können. Ist jenes, so ist abermal eine widernatürliche Menge von groben Theilen in unserm Körper. Ist dieses, so müssen grobe Theile vorhanden seyn, welche die Oeffnung der zarten AbsonderungsGefäßgen so verschließen, daß die LebensGeister nicht hinein dringen können. Solten endlich die Fibern des Herzen und der PulsAdern zerrissen werden, so muß dieses entweder eine Wirkung von einer äußerlichen Kraft seyn, oder es muß von einer innerlichen Ursache herkommen. Ist dies lezte, so werden sich entweder die Theile, welche die Fäsergen des Herzens und der PulsAdern ausmachen, durch ihre eigene wesentliche Thätigkeit von einander absondern, oder es wird außer ihnen etwas in dem Körper vorhanden seyn, welches ihre Vereinigung trennet. Jenes kann nicht geschehen, wofern alle Theile eine Bestrebung haben, sich mit einander zu vereinigen, oder in der Vereinigung zu bleiben. Es müssen grobe unwirksame Theile in diesen Fibern befindlich seyn, wenn sich die wirksamen durch ihre eigene Kraft von denselbigen trennen sollten.

Soll aber außer den Theilen der Fibern ein Grund da seyn, dadurch dieselbigen von einander gerissen werden, so muß er in scharfen Theilen gesucht werden. Eine solche Schärfe aber ist nicht möglich, wofern das Geblüte nicht anfängt zu stocken und in Fäulniß zu gerathen. Diese Wirkungen sind ohne grobe Theile nicht möglich. Ich habe also, wo ich nicht irre, auf das vollständigste gezeigt, daß die innere Ursachen von der verminderten zusammenziehenden Kraft des Herzens und der übrigen Gefäße immer in groben unwirksamen Theilen bestehen müsse.

Wenn nun die innere Ursach sowohl von dem allzugrossen Widerstande, welcher der Zusammenziehung des Herzens und der Adern entgegen gesetzt wird, als auch von der gänzlichen Zerstörung dieser wirkenden Kraft der Gefäße in groben und unthätigen Theilen zu suchen ist

so kann ich diesen Schluß mit vollkommener Gewißheit bilden, **daß der innere Grund des Todes und der Sterblichkeit unseres Leibes in einer groben unwirksamen Materie bestehen müsse.**

Ich könnte nun noch von den äußerlichen Ursachen des Todes unsers Leibes eine Beschreibung machen. Allein ich halte es nicht für nöthig, ein weitläuftiges Verzeichniß derselbigen zu entwerfen. Die Anzahl der Gegenstände, welche das System der Gefäße unsers Leibes verletzen, und die Quelle unserer Thätigkeiten verstopfen können, ist so gros, daß es uns nicht einmal möglich ist, dieselbigen hier nahmentlich anzugeben. Allein dieses muß ich berühren, daß die Kräfte der Natur, so lange sie in einer den göttlichen Absichten gemäßen Harmonie wirken, nicht auf den Untergang und Tod unserer Leiber abzielen können. Dies ist ein Zeugniß von der Widerwärtigkeit und dem Streite der Natur, wenn ihre Kräfte einander aufreiben.

Nun glaube ich, daß ich desto besser im Stande seyn werde, die Zweifel zu heben, die man wegen der Unsterblichkeit des Leibes gebildet hat. Es wird nichts mehr nöthig seyn, als daß ich zeige, ob und wie die Ursach der Sterblichkeit und des Todes weg seyn könne. Es ist gegenwärtig zu meiner Absicht nicht nöthig, daß ich mich in die Untersuchung der wesentlichen Beschaffenheit derjenigen groben und unthätigen Theile einlasse, welche den Grund von der Sterblichkeit unseres Leibes und dem Tode desselbigen in sich halten können. Ich dürfte auch vielleicht zu verwegen seyn, wenn ich mich in diese Sache einlassen wollte. Hat sich nicht die innere Gestalt der kleinsten Körper in der Natur fast immer den schärfsten Nachforschungen der erhabensten Geister entzogen? Wie solte nun wohl ich, der ich mich nur noch an dem Eingange des Tempels der Weisheit befinde, glauben, daß ich Kräfte genug besitze, diese dunkle Sache in ein helles Licht zu setzen? Indessen kann ich doch mit einer vollkomme-

kommenen Gewißheit behaupten, daß die groben und unthätigen Theile in der Natur insgesammt aus mehrern Theilen zusammengesetzt sind. Es haben aber die Lehrer der GrundWissenschaft schon längst erwiesen, daß eine jede Verknüpfung mehrerer Dinge, die mit einander zusammenhängen, zufällig sey. Wer wollte sich auch wohl eine Nothwendigkeit dieser Verbindungen einfallen lassen? Gehört vielleicht die unmittelbare Berührung mehrerer vor sich bestehender Dinge zu ihrem Wesen, oder fliesset sie vielleicht aus demselbigen? Wer sich dies auch einigermassen einbilden wollte, der würde in den allerersten Begriffen der Metaphysik seine Unwissenheit merklich verrathen. Das Wesen eines Objects bestehet nur in innern Merkmaalen, unter welche die Berührung nicht gerechnet werden kann. Es ist nur eine Quelle innerer Bestimmungen, von welchen die Berührung ausgeschlossen werden muß. Ist also die Verknüpfung derjenigen Dinge, welche die groben Theile der Natur ausmachen, zufällig, so kann ich ganz sicher diese Folge bilden, daß sich diese Verknüpfung zertrennen lässet. Ist es also nicht an sich möglich, daß die groben unthätigen Theile, welche bloß die innere Ursach der Sterblichkeit und des Todes unseres Leibes sind, ist, sage ich, dies nicht an sich möglich, daß diese groben Theile zerleget, und in ihre einfachen thätigen Theile aufgelöset werden?

Gesetzt aber auch, diese grobe Gattung der Dinge ließe sich nicht in ihre thätigen GrundEinheiten zerlegen, kann sie dann nicht von den Säften, dadurch unser Körper belebet wird, abgeschieden werden? Es ist mir zwar bekannt, daß einige die ErdTheile, die man aus dem Geblüte erhält, zu seinen wesentlichen Theilen machen wollen. Allein ich kann nicht bergen, daß mir diese Meinung sehr unrichtig zu seyn scheinet. Ist denn ein jeder Theil, den man durch die Zergliederung eines Körpers zu Gesichte bekömmt, ein wesentliches Stück dieses Körpers? Wenn die Erforscher der Natur in dem Silber

bey der regelmäßigen Auflösung desselbigen einige Unreinigkeiten wahrnehmen: glauben sie denn deswegen wohl, daß diese unreinen Materien zum Wesen des Silbers gehören? Man wird auch dadurch nichts gewinnen, wenn man spricht, **daß doch in dem Geblüte eines jeden gesunden Menschen grobe Theile angetroffen würden**, und daß man also deswegen glauben müsse, als wenn diese irrdische Theile zur vollkommenen Natur unserer Säfte zu rechnen wären. Ich räume es ein, daß in dem Geblüte eines jeden Menschen ErdTheile befindlich sind. Allein ich zweifele daran, ob man auch nur einen einzigen Menschen, der in einem solchen Zustand befindlich ist, vollkommen gesund nennen kann. Deucht einigen dieses Urtheil zu kühn, so verweise ich sie zu den Lehren und Schriften der gelehrtesten NaturKündiger. Ich habe es immer bemerkt, daß sie einem jeden Menschen in dem gegenwärtigen Zustande eine vollkommene Gesundheit absprechen. Wie nun, sollten die groben irrdischen Theile nicht wenigstens der eine Grund von dieser unvollkommenen Gesundheit der menschlichen Leiber genennet werden können? Es lässet sich also daraus, daß bey allen Menschen ErdTheile angetroffen werden, nicht schließen, daß diese zur vollkommenen wesentlichen Beschaffenheit unserer Säfte gehören müssen. Es ist allerdings deren Absonderung von unsern Säften möglich, ohne daß die vollkommene Beschaffenheit unsers Leibes verletzet wird. **Einmal** ist ihre Vermischung mit unsern Säften aus eben den Gründen zufällig, aus welchen wir jede Verknüpfung der Dinge zufällig nennen müssen. **Zum andern** können die Gefäße unsers Leibes die Bewegung der Säfte in allen Theilen unsers Körpers noch leichter wirken, wenn diese nicht aus groben irrdischen Theilen bestehen. Man enthalte sich hier nur der vorgefasten Meinung, als müßte man solche gereinigte Säfte blosen Hirngespinsten beyzählen. Meiner Meinung nach ist dasjenige nur ein bloses Hirngespinste, was

so,

so, wie man es ausgedacht hat, seine Wirklichkeit nicht erlangen kann. Wer mag sich aber wohl getrauen, dies vollständig darzuthun, daß ein menschlicher Körper mit völlig gereinigten Säften nicht wirklich werden könne? Diejenigen, die sich durch vernünftige Beweiße bewegen lassen, können aus meinen vorigen Gedanken das Gegentheil deutlich erkennen. Die göttliche Offenbahrung aber bestätiget es auf das gewisseste, daß in dem Zustande der ewigen Glückseeligkeit die grobe Materie von unsern Leibern wird abgesondert werden. *)

Ich habe also, so weit es meine Kräfte zugelassen haben, erwiesen, daß die groben Theile, welche die innere Ursach der Sterblichkeit sind, von uns weg seyn können. Sollte ich denn nun wohl glauben, daß mir jemand widersprechen würde, wenn ich den Schluß bilde, daß GOtt, wenn es nur den Regeln seiner höchsten Vollkommenheit gemäß ist, uns dieser groben Theile entledigen könne.

Sehet also, ihr strengen und doch allzukurzsichtige Vernünftler in ReligionsSachen, wie die Unsterblichkeit unserer Leiber auch nach den unwiderruflichen GrundSätzen der Vernunft möglich ist. Ihr fehlet, und suchet Widersprüche auch in den Dingen, die sich noch durch die Vernunft einsehen lassen, und pochet doch auf die Stärke eurer Vernunft in denen wichtigsten Geheimnissen des Glaubens, um sie verdächtig, ja wohl gar ungereimt zu machen! Ihr sprechet, der menschliche Körper sey so gebauet, daß seine Fibern nach und nach steif, und also zu ihrer Verrichtung untüchtig werden müssen. Ich läugne euch, daß diese Steifigkeit der vesten Theile unsers Leibes eine Folge des Baues desselbigen sey. Nein! sie hänget von den groben irrdischen Theilen ab, welche sich nach und nach in unsern Säften anhäufen, und in die ZwischenRäumgen der vesten Theile hineindringen.

*) 1 Cor. 15. v. 24.

Ich müste meine vorige Gründe wiederholen, wenn ich dieses weitläuftig zeigen wollte.

Ich will also hier dem Nachforschen meiner Vernunft über die Möglichkeit der Unsterblichkeit menschlicher Leiber Grenzen setzen: Ich will die Frage beantworten: **ob ein Mensch in dem Zustande, in welchem er von GOtt erschaffen worden, der Unsterblichkeit des Leibes theilhaftig seyn möge?** Wenn ich die bloße Vernunft um Rath frage, so versichert sie mich mit einer großen Wahrscheinlichkeit, daß GOtt einem Menschen, den er hervorbringt, die Unsterblichkeit des Körpers um desto eher ertheilen werde, da eine solche allerdings möglich ist. Man muß diesen Vorzug des Körpers unter diejenigen Vollkommenheiten eines Menschen rechnen, welche seinen reinen Neigungen und Begierden zu einem immersteigenden Genuß des Vergnügens völlig gemäs sind. GOtt aber ist der gütigste und vermöge derselben herrlichen Eigenschaft ist die Absicht bey der Schöpfung eines Menschen in der Beförderung seiner Glückseligkeit zu setzen. Die Vernunft berechtiget mich also so lange zu glauben, daß GOtt in der Schöpfung den Menschen mit der Unsterblichkeit des Leibes ausgezieret habe, bis man das Gegentheil hinlänglich wird bewiesen haben.

Doch, gesetzt auch, die Vernunft mache die dem menschlichen Körper anerschaffene Unsterblichkeit nur wahrscheinlich, so bestätiget die göttliche Offenbarung selbst durch die untrüglichsten Zeugnisse, daß ein Mensch in dem vollkommenen Zustande, in welchem er von GOtt erschaffen worden, allerdings einen unsterblichen Körper wirklich erhalten habe. Mir scheinet unter diesen der göttliche Ausspruch besonders mächtig zum überzeugen *): So aber Christus in euch ist, so ist der Leib **zwar tod um der Sünden willen**, der Geist aber ist das Leben um der Gerechtigkeit willen. Hier unterrichtet uns GOtt selbst

*) Röm. 8. v. 10.

selbst deutlich von der Ursache des Lebens unsers Geistes und von der Ursache der nunmehrigen Sterblichkeit unsers Leibes. Die letzte ist die Sünde. Denn der Leib ist tod um der Sünde willen. Da nun GOtt den ersten Menschen nicht im Zustande der Sünde erschaffen hat, so muß auch dessen Körper von der wesentlichen Nothwendigkeit zu sterben frey gewesen seyn.

Dürfte ich nicht die Schranken der mir vorgesetzten Betrachtung überschreiten: so würde ich mehrere göttliche Aussprüche anführen, und meine Aufmerksamkeit der weiteren Erörterung dieser göttlichen Beweise wiedmen. Es ist aber diesmalen meinen Absichten gemäßer gewesen, nur der Vernunft in ihren Untersuchungen von der möglichen Unsterblichkeit des menschlichen Körpers zu folgen; und um desto weniger habe ich mich in den höhern Entdeckungen der Gottesgelehrten ausbreiten mögen.

* *

IIII.

Wilhelm Philipp Sarnighausens Abhandlung von der todten Erde in der Natur.

§. 1.

Schon oft haben die Zergliederer der Natur von der todten Erde (terra damnata) gehandelt. Schon oft haben sie sich bemüht, die innere wesentliche Form dieser natürlichen Ausgeburt zu erblicken, und andern zu entdecken. Es ist dieses auch eine Sache, welche

desto

desto vorzüglicher und genauer untersucht zu werden verdienet, je schätzbarer der Nutzen ist, den man sich von einer solchen Beschäftigung mit Gewißheit versprechen kann. Ist die todte Erde der Vollkommenheit der Natur und ihren Werken zuwider, oder stimmt sie mit ihrer wesentlichen Absicht überein? Muß man sie den Körpern entziehen, wenn man dieselben vollkommener machen will, oder nicht? Läßt sie sich in wirksame und der Schönheit der Natur gemäße Einheiten zerlegen, oder ist eine solche Zergliederung unmöglich? Wer die Auflösung dieser Aufgaben nicht für vortheilhaft ansieht, der wird seine Schwäche in der Beurtheilung des Nützlichen gar zu sichtbar machen. Wer mag aber wohl diese Fragen überzeugend beantworten, wenn er sich nicht um eine deutliche und vollständige Erkänntniß der wesentlichen Gestalt der todten Erde und ihrer nothwendigen Eigenschaften ernstlich bekümmert hat. Man verdenke es also den Erforschern der Natur nicht, wenn sie schon so viele Betrachtungen über die Erde angestellet haben. Allein es sind die Begriffe von diesem Gegenstande unter den Chymisten noch sehr streitig. Ihre Bemühungen sind noch kein Mittel zu der Vereinigung ihrer Meynungrn gewesen. Einige, wiewohl diese die wenigsten sind, behaupten, daß die todte Erde aus wirksamen Dingen zusammengesetzt sey. Andere aber, zu welchen fürnehmlich die neuern gehören, vertheidigen das Gegentheil, daß nehmlich die todte Erde ein blos leidendes Wesen (mere passiuum) sey, welches gar keine Thätigkeit in sich habe. Wer hat nun wohl recht? Muß man, wenn man nach Ueberzeugung handeln will, ein Vertheidiger der ersten oder der andern Meinung seyn? Ich pflichte dem bey, was die ersten glauben, und will mich bemühen, so viel, als es wegen meiner wenigen Einsicht in die Wissenschaften geschehen kann, solches mit Gründen darzuthun. Das Ansehen der Gelehrten, deren Namen ich in meiner Abhandlung würdigst anführen werde, ist nicht eine

Stütze

Stütze der Wahrheit. Es dient aber vielleicht dazu, daß man meine Gedanken aufmerksamer betrachtet, und seines Beyfalls würdiger schätzt.

§. 2.

Wer ausführlich über die todte Erde nachzudenken, und andere davon vollständig zu unterrichten sucht, der muß nicht nur die tode Erde für sich erwägen, sondern auch dasjenige erklären, was aus ihrer Verbindung mit andern Kräften in der Natur folget. Um eine vollkommene Erkänntniß von der todten Erde, vor sich betrachtet, zu erhalten, muß man es sich angelegen seyn lassen, sowohl die wesentliche Beschaffenheit derselben deutlich begreifen zu lernen, als auch auf die Frage eine zur Ueberzeugung abzielende Antwort zu geben, ob man wohl verschiedene Arten der todten Erde gedenken müsse, oder nicht, und dieselben, wenn wir sie antreffen, genau zu bestimmen. Soll endlich der Unterricht von der Verbindung der toden Erde mit andern Werken der Natur hinlänglich seyn, so muß er theils die Möglichkeit, theils aber auch die Folgen derselben gründlich auswickeln. Dies ist derjenige LeidFaden, nach welchem ich meine Gedanken von der todten Erde einschränken werde. Davon bin ich überzeugt, daß er der einzige sey, nach welchem man einen vollkommenen Vortrag bilden muß.

§. 3.

Die innere Gestalt und wesentliche Beschaffenheit der todten Erde, der ich zuerst alle meine Aufmerksamkeit schenken muß, ist sehr geheim. Man hat viel zu thun, wenn man dieselbige entblösen will. Allein dies soll mich von meiner Untersuchung nicht abschrecken. Es soll mich nur mehr zu derselbigen anreitzen. Man muß vorzüglich zwey Fragen wohl von einander unterscheiden, und hinreichend beantworten. Die erste ist: was heist der Ausdruck, oder der Schall **todte Erde**? Die andere ist:

was ist dasjenige Wesen, welches man mit diesem Namen bezeichnet, und woraus bestehet es? Die Erkänntniß des Innern der todten Erde ist die gewisseste Frucht einer wahren und überführenden Auflösung dieser Aufgaben.

§. 4.

Was soll denn der Ausdruck, **todte Erde**, bedeuten? Diese Frage werde ich hinlänglich beantworten, wenn ich unter der todten oder reinen Erde denjenigen Körper verstehe, welcher sich zerreiben läst, im Feuer nicht geschmolzen, und in dem Wasser nicht aufgelöset werden kann, sondern in der Vermischung mit dem letzten einen Teig abgiebt, und der salzigten und sulphurischen mit ihm verbundenen Theile beraubet ist. Es ist diese Beschreibung nicht neu. Die Erforscher und Zerleger der Natur haben sie in ihren Schriften schon längst vorgetragen *). Nur dies wundert mich, daß sich viele an derselbigen begnügen lassen, wenn sie von der Natur der Körper und insbesondere von der todten Erde handeln. Sie bestimmet uns zwar den wahren Sinn, den man mit dem Worte **todte Erde** verknüpfet. In dieser Absicht ist sie auch gut. Allein sie ist keine Erklärung desjenigen Gegenstandes, welcher durch den Klang **todte Erde** angezeigt wird. Sie ist keine Abbildung von der innern Beschaffenheit dieses Wesens. Man erblickt in derselbigen so wenig die wahre Gestalt der Erde, wie wenig man die innere Form des Steins der Weisen begreift, wenn man sich denselbigen als dasjenige Pulver vorstellet, welches die Kraft hat, die unvollkommenen Metalle zu reinigen, und zur Vollkommenheit des Goldes zu erhöhen. Es ist demnach nöthig, daß man sich, wenn man anders die Natur würdig erforschen will, um einen Begriff von der todten Erde bekümmere, der ihr Inneres ausgewickelt in sich faßt.

§. 5.

*) Man sehe nur vor andern des unsterblichen Hambergers meines großen Lehrers erste Gründe der NaturWissenschaft §. 371. und des gelehrten Herrn Gellerts Metallurgie §. 9.

§. 5.

Da die todte Erde ein Körper ist, welcher eine Verbindung von Dingen einer gewissen Art genennet werden muß, so habe ich, wofern ich anders in das Innere der Erde hineindringen will, so wohl die Beschaffenheit der Dinge zu bestimmen, die sich in der todten Erde befinden, als auch die Art der Verknüpfung zu erklären, die sich unter diesen Dingen wahrnehmen läßt. Ich will mich, um das erste zu bewerkstelligen, bemühen, zwey Haupt-Sätze zu beweisen. Zuerst will ich aus unläugbaren Gründen dies folgern, daß die todte Erde aus wirksamen Dingen bestehe, und hernach unwidersprechlich zeigen, daß Wasser- und FeuerTheile die erste Materie sind, aus welcher die Natur die todte Erde zubereitet hat.

§. 6.

Die Theile der todten Erde sind so mit einander verknüpft, daß sie nicht nur durch ihr bloßes Wesen und Daseyn, sondern auch durch eine andere Bestimmung, welche in einer Bestrebung besteht, sich in dem nächsten Zusammenseyn (proxima coexiſtentia) oder in der unmittelbaren Berührung zu erhalten, ihrer Trennung Widerstand entgegen setzen. Wäre dieser Satz nicht eine Wahrheit, die sich alsobald vor unsern Augen zeigt, wenn wir nur auf die Erde aufmerksam sind, so würde ich mir Mühe geben, die Gründe zu erklären, die mich zur Vertheidigung desselben bewegen. Es ist aber gewiß, daß diese Bestrebung, die wir bey den Theilen der toden Erde sinnlich wahrnehmen, nicht von einer äusserlichen Kraft gewirket wird. Warum bekommen nicht andere Dinge, die an eben den Ort geleget werden, wo todte Erde ist, die Bestrebung, sich gegen einander zu bewegen und ihre unmittelbare Berührung fortzusetzen, welche den Theilen der verdammten Erde eigen ist? Wenn nun aber die Theile, welche die todte Erde ausmachen, nicht von aussen zu der Bemühung bestimmt werden, dadurch sie sich

in ihrer unmittelbaren Berührung erhalten, sondern durch ihre eigene Kraft diese Wirkung äußern, so muß man den Schluß ohne alle Widerrede einräumen, daß die todte Erde aus wirksamen oder thätigen Dingen zusammengesetzt sey. Das sind eben wirksame Theile eines Körpers, welche sich selbst zu einer gewissen Wirkung bestimmen. Wenn ich hier weitläuftig seyn dürfte, so würde es mir nicht schwer fallen, diese Lehre noch auf eine andere Art zu beweisen. Ich würde aus unwidersprechlichen Gründen darthun, daß eine jede Substanz in ihrer innern Beschaffenheit eine Kraft sey, deren Natur diese ist, daß sie sich selbst zu einer gewissen Wirkung bestimmen kann. Ich würde also aus diesem Grunde auf die Wirksamkeit der Theile der todten Erde einen Schluß machen können. Es erhellet indessen vollkommen, daß die todte Erde nicht in allem Absehen ein todtes oder blos leidendes Wesen genennt werden könne.

Anmerkung.

Wenn aber große Gelehrte die ersten Dinge der todten Erde für blos leidende und unwirksame Einheiten der Natur ausgeben, so wünschte ich stärkere Grüude gelesen zu haben, als diejenigen sind, auf welche sie ihre Meynung stützen. Sie haben weder die Möglichkeit bloß leidender Dinge, noch ihr Daseyn in der todten Erde bewiesen. Sie schreiben einem Dinge insofern eine Kraft zu, inwiefern durch dieses etwas wirklich gemacht werden kann. Daraus aber schließen sie, daß nach diesem Begriffe eine doppelte Art von Kräften möglich sey. Einige sollen sich selbst dazu bestimmen können, daß etwas durch sie wirklich werde, andere sollen nur von ausen dazu bestimmet werden können. Jene nennen sie wirksame, diese aber leidende Dinge, oder die Einheiten der todten Erde. Allein, warum legt man einen Begriff von der Kraft zum Grunde, der nicht richtig ist? Nur insoferne hat ein Ding eine Kraft, inwieferne es sich selbst

zu einer gewissen Wirkung zu bestimmen im Stande ist *). Es ist daher die Möglichkeit blos leidender Einheiten in der Natur noch nicht bewiesen. Doch es berufen sich diese Gelehrten auch auf die Erfahrung. Diese soll bezeugen, daß man die tode Erde weder in Salz, noch andere thätige Einheiten verwandeln könne, welches doch geschehen müste, wenn die tode Erde aus wirksamen Theilen zusammen gesetzet wäre. Allein wie will man diese Erfahrung rechtfertigen? Haben es auch diejenigen mit der Zergliederung der toden Erde recht angefangen, die keine wirksame Dinge erblicken können? Und werden wohl diejenigen, die sonst in dieser Wissenschaft Meister sind, ihre KunstGriffe andern bequemen Seelen gleich entdecken? Ich sehe also nicht, wie man dies mit Gewißheit sagen könne, daß die Erfahrung ein Zeugniß davon ablege, daß sich die tode Erde weder in Salz noch andere wirksame Dinge verwandeln lasse. Das Gegentheil werde ich im folgenden darthun.

§. 7.

Nachdem nun gewiß ist, daß die tode Erde aus wirksamen Dingen bestehe, so will ich auch dies bevestigen, daß die ersten Dinge derselben Feuer und Wasser sind. Die Frage: was sind es für Dinge, welche die tode Erde ausmachen? ist eine der wichtigsten, die von wenigen beantwortet, und noch von wenigern überzeugend aufgelöst worden. Ich will es versuchen, die wesentlichen Stücke der toden Erde vollständig zu bestimmen. Bin ich in meiner Bemühung unglücklich, so wird man es mir zu gute halten, wenn man nur dies bedenkt, daß auch der erhabenste Verstand unter den Menschen, dessen Besitz ich mir warlich nicht anmase, in den Erforschungen des Innern der Natur sich

*) sehet des vortreflichen Hambergers NaturLehre §. 1. und Schlettweins Bestätigung dieses Hambergerischen Begriffes in seiner Abhandlung von dem Zusammenhängen der Dinge §. 3. 4.

selbst zum Mißvergnügen irren könne. Wer weise ist, wird, wenn er meine Gründe tadelt, mich eines bessern überführen, das Redliche aber in meinem Vorsatze nicht beleidigen.

§. 8.

Eine jede Kraft ist in ihrem Innern hinreichend bestimmt, eine gewisse Eigenschaft bey sich wirklich zu machen, welche man eine Wirkung (actio) nennet. Diese Eigenschaft aber wird entweder eine innere oder äusere seyn müssen. Jenes kann man nicht vertheidigen, wofern man nicht behaupten will, daß das Prädicat, zu dessen Hervorbringung die Kraft in ihrem Innern hinreichend bestimmt, und diese innere Bestimmung völlig einerley ist. Da nun aber dieses der Erfahrung widerspricht, so muß diejenige Eigenschaft, zu deren Wirklichmachung eine Kraft in ihrem Innern hinreichend bestimmt ist, eine äußere seyn. Sie ist also entweder Bewegung oder Ruhe. Hieraus erhellet also, daß eine jede Kraft entweder zur Bewegung oder zur Ruhe in ihrem Innern bestimmt sey. Es ist aber gewiß, daß eine jede Substanz oder eine jede Einheit der Natur ihrem Wesen nach eine Kraft sey. Bestimmte sie sich nicht selbst zu gewissen Handlungen, so würde keine Substanz, als solche, die erste Ursache von den Wirkungen einer andern seyn können. Es würde also der erste Grund von der Thätigkeit der Substanzen in einer metaphysischen Eigenschaft (accidens praedicamentale) zu suchen seyn. Wer mag aber wohl dieses behaupten? Hieraus schließe ich, daß eine jede Einheit der Natur wesentlich entweder zur Bewegung, oder zur Ruhe hinreichend bestimmt sey. Die erste Art will ich die ersten Dinge des Feuers, die andere Art aber die ersten Dinge des **Wassers** nennen. Man nehme nur die Hindernisse weg, welche der Bewegung der FeuerTheile entgegen stehen, so wird man alsobald die gedachte Wirksamkeit der FeuerTheile erblicken. So bald aber die FeuerTheile aus dem Wasser fortgehen, hängen seine Theile so stark mit einander zusammen, daß sie nur von aussen zur Bewegung bestimmt werden müssen.

Es sind also die ersten Dinge der Natur entweder Feuer- oder WasserTheile.

§. 9.

Aus dem, was ich jetzt erwiesen habe, folget, daß der **Urstof** der Körper nicht in Dingen von einerley Art, sondern in Kräften von verschiedener Beschaffenheit bestehe, und daß alle Körper in der Natur, die von einem reinen Feuer und Wasser unterschieden sind, ihrem Wesen und ihrer ersten Materie nach völlig mit einander übereinkommen. Vielleicht wundert man sich, wie aus der geringen Anzahl der wesentlich unterschiedenen Einheiten der Körper so unzählige körperliche Grösen und so verschiedene Geburten entstehen können. Allein, wenn man bedenket, wie viele Verhältnisse sich unter den beyden Kräften der Natur in ihrer Verbindung gedenken lassen; wenn man die unendlich vielen Grade des Aneinanderhängens, die wir setzen können, betrachtet; wenn man endlich den vielfachen Unterschied der Ordnung, wie diese beyden Kräfte neben einander können gesetzet werden, erwäget: so wird man sich nicht so sehr wundern, wie die Natur so eine geschickte Werkmeisterin sey, und aus solchen zwey einfachen Dingen Körper von so verschiedenen Arten, und von so vielen besondern Eigenschaften hervorbringen könne.

§. 10.

Die Körper der Natur sind zuletzt aus Feuer-und WasserTheilen geworden (§. 8.). Wer wird mir also zuwider seyn können, wenn ich dieses auch von der todten Erde behaupte, und sie ein Wesen nenne, welches entweder aus Feuer- oder aus WasserTheilen, oder aus beyden zugleich bestehet. Das erste wird nur derjenige zu glauben geneigt seyn, der von einem reinen Feuer die allgemeine Eigenschaft nicht kennet, daß es beständig in Bewegung sey, wenn ihm sonst keine hinreichende Hindernisse entgegen gesetzt werden. Und wie könnte man das andere vertheidigen, da uns die Erfahrung zeigt, daß die Eigenschaften eines Körpers, der nur aus Was-

ser Theilen bestehet, der toden Erde gänzlich entgegen sind. Läßt sich die tode Erde durch das stärkste Feuer wohl flüßig machen, wie ein crystallener WasserKörper? Ist sie jemahls so kalt, als der letzte? Unsere Empfindungen können uns von beyden das Gegentheil lehren. Es bleibt also nichts übrig, als daß die tode Erde aus Feuer- und WasserTheilen zusammen gesetzt seyn müsse.

§. 11.

Nunmehro habe ich die Art der Theile bestimmt, welche die tode Erde ausmachen. Es ist aber die Verbindung derselben noch übrig. Wie ist also wohl diese beschaffen? Ich will es mir ernstlich angelegen seyn lassen, so viel als es möglich ist, auch diese Aufgabe aufzulösen. Meines Erachtens ist die Verknüpfung der Theile der toden Erde so beschaffen, daß sie zwar in sich selbst, aber nicht in andere Körper ausser ihnen wirken können. Ich will daher zwey Fragen von einander absondern, und jede derselben für sich beantworten. Die erste ist: Ob die Theile der toden Erde in sich selbst wirken? Die zweyte ist: Ob sie unter ihrer bestimmten Verknüpfung nur in sich selbst, nicht aber in andere Körper, wirken? Die Antwort auf die Frage habe ich schon oben (§. 9. 10.) angegeben und dargethan. Was aber die zweyte anlanget, so muß man dieselbe wiederum bejahen, wenn man sich der Erfahrung, die unsere geschickteste LehrMeisterin ist, nicht widersetzen will. Diese unterrichtet uns davon, daß die Theile der toden Erde, so lange sie sich in ihrer bestimmten Verknüpfung befinden, nicht vermögend sind, sich selbst gegen ein anderes Ding zu bewegen, oder demselben anzuhängen. Es ist demnach gewiß, daß die Theile der toden Erde unter ihrer gewöhnlichen Verbindung nicht in andere Körper durch ihre eigene Kraft wirken können. Es ist wohl wahr, daß die tode Erde mit ihrer Schwere gegen andere Körper drücke. Allein davon bin ich überzeugt, daß die Wirkung der Schwere der Körper nicht von der eigenthümlichen Kraft derselben, sondern von einer äußerlichen Ursache herrühre.

§. 12.

Ich läugne nicht, daß ich nun die wesentliche Beschaffenheit der todten Erde nur insoweit bestimmt habe, inwieferne sie mit andern Körpern übereinkommt. Ich habe noch nicht diejenige Bestimmung ausgewickelt, wodurch sie sich von anderne vesten Körpern unterscheidet. Es wird mir zwar diese Arbeit beynahe zu schwer. Allein man muß auch seine Kräfte zu schweren Untersuchungen brauchen. Unter den festen Körpern läst sich ein merklicher Unterschied wahrnehmen. Einige sind aus Feuer und Wasser als ihren nächsten BestandTheilen zusammengesetzet. andere aber lassen sich nur zuletzt in diese beyde Gattungen der Kräfte zertrennen. Die todte Erde gehöret nicht unter die letzte, sondern unter die erste Classe der Körper. Ihre nächsten Einheiten sind Feuer- und WasserTheile. *) Man kan sie nicht zunächst in andere wesentliche Stücke zerlegen. Allein dadurch unterscheidet sie sich nicht von einem reinen Salze. Auch dieses bestehet nur zunächst aus Feuer- und WasserTheilen, und läßt sich nicht in andere wesentliche Stücke zergliedern. Durch die Art der Verbindung der Theile läßt sie sich auch nicht von einem reinen unaufgelößten Salze unterscheiden. Denn die Theile des letzten sind auch so mit einander verknüpft, daß sie unter dieser Bestimmung nur in sich, nicht aber in andere Dinge wirken können. Wie soll ich also die todte Erde von den Körpern unterscheiden, die auch nur aus Feuer- und WasserTheilen zunächst zusammengesetzt sind? Mir deucht, daß dieser Unterscheid darinn zu suchen sey, daß sich die Verbindung der Theile der todten Erde weder durch das Feuer, noch durch das Wasser allein aufheben lässet, ein reines Salz aber durch das Feuer und durch das Wasser zerleget werden kann.

*) Anmerkung.

Ich glaube zwar, daß man die todte Erde in lauter Salz verwandeln könne, wie ich in dem folgenden kürzlich berühren

 werde.

werde. Allein daraus folgt nicht, daß die todte Erde nicht aus Feuer- und WasserTheilen zunächst bestehe. Ein anders ist, die ganze Substanz der todten Erde in nichts als in Salz verwandeln. Ein anders ist, aus der todten Erde nur den SalzTheil scheiden. Dieses letzte müste seyn, wenn das Salz ein nächster Theil der todten Erde seyn sollte. Wenn aber das erste, so ist das Salz so wenig ein unmittelbarer Theil von der todten Erde, wie wenig das Gold darum ein unmittelbarer Theil des Silbers zu nennen, weil sich dieses in Gold verwandeln läst.

§. 13.

Aus allen diesen mache ich den Schluß, daß **die todte Erde derjenige Körper sey, den die Natur zunächst aus Feuer- und WasserTheilen so hervorgebracht hat, daß diese nur unter dieser bestimmten Verknüpfung in sich, nicht aber in andere Körper wirken können, und sich weder durch das Feuer noch durch das Wasser allein von einander trennen und wirksamer machen lassen.** Eine vollkommenere Bestimmung des Wesens der todten Erde bin ich vorjetzo zu bilden nicht im Stande. Vielleicht sind die Weisen schon mit dem zufrieden, was ich jetzt ausgewickelt habe.

§. 14.

Nachdem ich nun die wesentliche Form der todten Erde bestimmet habe, so muß ich nun kürzlich diejenigen Folgen anzeigen, welche aus meiner entworfenen Abbildung der todten Erde fließen. Ist es gewiß, daß die wesentlichen Merkmahle einer Sache, welche ihr Begrif derselben in sich fasset, die Quelle dieser Folgen seyn müssen: so werde ich auch nur die wesentlichen Stücke zum Grunde legen, die ich in der Erklärung der todten Erde zusammengefaßet habe. Die Erde besteht aus Feuer- und WasserTheilen, welche so mit einander verbunden sind, daß sie zwar in sich, nicht aber in andere Dinge durch ihre eigene

gene Kraft wirken, und weder im Wasser noch im Feuer allein aufgelöset werden können (§. 13.). Hieraus folgen nachstehende Sätze unumstößlich:

1) Die todte Erde ist ein ungleichartiger Körper, und gehöret also nicht zu den GrundEinheiten der Natur;

2) Sie ist ihren Theilen nach ein wirksames Wesen;

3) Als Erde betrachtet kan sie andern Dingen nicht anhängen, und folglich auch nicht zur Stärkung dienen;

4) Sie ist kein unauflöslich Wesen, sondern sie ist einer Zergliederung fähig.

Wolte ich weitläuftig seyn, so würde es mir nicht schwer fallen, noch mehrere Sätze als Folgen des Begriffes von der todten Erde anzugeben. Allein da diese eben nicht wichtig sind, will ich sie mit Fleis übergehen.

§. 15.

Es ist bekannt, daß das Feuer, welches in alle Körper der Natur hineindringet, es mögen die Zwischen-Räumgen derselben so klein seyn, als sie immer wollen, sich auch zwischen die Theile der todten Erde hineinbeweget. Denn man kann dieselbige ganz glüend machen. Wenn die FeuerTheile in die Körper hineindringen, so wird dadurch allemal das Zusammenhängen ihrer Theile wenigstens in etwas vermindert. Die Körper werden in einem gewissen Grade locker. Bey der todten Erde wird man freylich wegen der gar zu vesten Verbindung ihrer Theile den größten Grad des Feuers brauchen und mit demselben weit länger anhalten müssen, als bey der Zerlegung anderer Körper, deren Theile nicht so fest zusammenhängen. Gieset man nun ein AuflösungsMittel darauf, so berührt solches die schon aufgelockerte todte Erde in sehr vielen Punkten. Wenn sie also in diese flüßige Materie hineingebracht wird, so wird sie mit derselbigen zusammenhängen, und in die ZwischenRäumgen derselben aufgenommen werden müssen. Auf diese

Art wird man die todte Erde in Form eines Salzes erblicken, welches man nachher weiter in seine wirksamen Theile scheiden kann. Eben diese Meynung wird durch das Ansehen einiger großen ScheideKünstler bestätiget. Zum Exempel können **Welling** *, **Johann Hummel** ** und der ungenannte Verfasser des Buchs von der Verwesung und Verbrennung aller Dinge dienen. Auch der berühmte ehemalige jenaische Zergliederer der Natur Herr Hofrath **Schmid** *** behauptet dieses ausdrücklich. Der letztre insbesondere nennet die Erde ein dummes schlafendes Salz, ein coagulirtes Wasser, und beruft sich auf die von Boyle, Edmund Dickinson, Borrichio und einem unweit Jena gestandenen Prediger angestellte Erfahrung, da sie das RegenWasser durch oft wiederholte Destillation beynahe in lauter Erde verwandelt haben.

§. 16.

Ich habe nunmehro die wesentliche Gestalt der todten Erde, so viel als meine Kräfte zugelassen, abgebildet. Ich habe dasjenige erkläret, was vorzüglich aus dieser geschilderten Form der todten Erde fließet. Ich will mich also zu der Beantwortung der Frage nahen, ob es verschiedene Arten von der todten Erde gebe, oder nicht? Wie aber überhaupt diejenigen Aufgaben die schwersten sind, welche das Innere der Natur betreffen: so muß man es auch von der bestimmten Frage bekennen, wenn man anfängt, ihrer Auflösung ernstlich nachzuforschen. Ich werde mich zwar nicht im Stande befinden, eine völlig entscheidende Antwort zu geben. Allein ich will es wagen, und meine Gedanken darüber auswickeln. Die Verschiedenheit eines gewissen allgemeinen Gegen-

* In Tractatu Mago Cabbalistico Chymico et Theosophico von der Erzeugung des Salzes.

** in Topai 2. hermetico Chymico recluso part. 1. p. 115.

*** Vid. ej. Chymiam in Mspto, in Capit. de Terra.

Gegenstandes gründet sich auf die Verschiedenheit ihrer wesentlichen Merkmahle, welche der Begriff derselbigen in sich fasset. Ich setze dieses als bekannt voraus. Wer die Gesetze der VernunftKunst vollständig inne hat, der wird keine Bestätigung dieses Gedankens von mir fordern. Solten also verschiedene Arten der todten Erde möglich seyn, so müssen sie aus der verschiedenen Beschaffenheit ihrer wesentlichen Kennzeichen gefolgert werden. In der todten Erde haben wir nur gewisse Substanzen, nemlich Feuer- und WasserTheile und eine Verbindung derselben von einander zu unterscheiden. Ich mache also den Schluß, daß die verschiedenen Arten der todten Erde, wenn es welche giebt, entweder aus der ungleichen Vielheit der Feuer- und WasserTheile, oder aus der verschiedenen Verhältniß derselbigen, oder aus der verschiedenen innern Beschaffenheit der FeuerTheile, oder aus dem wesentlichen Unterschiede der WasserTheile, oder endlich aus dem Unterschiede der Verbindung, welche zu dem Wesen der todten Erde erfordert wird, hergeleitet werden müssen. Die ungleiche Vielheit der Wasser- und FeuerTheile, ihre ungleiche Verhältniß, und die ungleiche Verbindung derselbigen sind veränderliche Dinge. Man kann also aus diesen Quellen die wahren unterschiedlichen Gattungen der todten Erde nicht bestimmen. Die VernunftLehre unterrichtet uns, daß die wahren Arten eines allgemeinen Objekts nicht aus zufälligen und veränderlichen Stücken fließen können. Wenn es also verschiedene Gattungen der todten Erde geben solte; so müssen wir sie aus dem wesentlichen Unterschiede der FeuerTheile, oder aus der wesentlichen Verschiedenheit der WasserTheile suchen. Allein ich erblicke hier mein Unvermögen, in das Inwendige und Erste der Natur hineinzuschauen. Ich getraue mir nicht, mit Gewißheit einen wesentlichen Unterschied unter den FeuerTheilen selbst zu entdecken, so wenig, als ich unter den WasserTheilen, als solchen, einen Unterschied wahrnehmen kann. Viel-

leicht ist ein solcher wesentlich da. Vielleicht sind einige FeuerTheile wesentlich nach dieser, und andere wesentlich nach einer andern Gegend sich zu bewegen bestimmt (§. 8.). Vielleicht ist das Wesen einiger zu einer geschwinden, und die Natur anderer zu einer langsamen Bewegung hinreichend. Es kann auch seyn, daß einige unter den WasserTheilen eine stärkere, andere aber eine schwächere wesentliche Bestrebung zur Ruhe haben. Allein es sind Muthmasungen, deren Gewißheit ich jetzt nicht darthun kann.

§. 17.

Da ich nun bis hieher die todte Erde für sich in Erwägung gezogen habe: so muß ich auch noch kürzlich von der Verknüpfung der todten Erde mit andern Körpern in der Natur handeln. Es sey ferne, daß ich willens wäre, auf alle Körper zu sehen, mit welchen sich die todte Erde in einer Verknüpfung befinden kann. Diese Arbeit würde mir theils nach meiner gegenwärtigen Absicht zu weitläuftig, theils auch unmöglich seyn. Wer kennet wohl alle körperlichen Ausgeburten der Natur? Ich will vor diesmal die todte Erde in der Verknüpfung mit den Körpern nur überhaupt betrachten, welche die drey bekannten Reiche, das mineralische, vegetabilische und animalische ausmachen. In eben diesen Werken der Natur ist die todte Erde eine Ursache von Unvollkommenheiten und eine Zerstöhrerin. Ich will dieses von jedem der bestimmten Reiche der Körper insbesondere zeigen.

§. 18.

Unter den mineralischen Körpern nehmen die metallischen einen vorzüglichen Platz ein. Sie sind auch zu dem Nutzen der Menschen für andern bestimmt. Ich will also, um der erforderlichen Kürze Genüge zu thun, bey den metallischen Geburten der Natur stehen bleiben, und die Wirkungen bestimmen, welche aus der Verknüpfung

der todten Erde mit denselben ihren Ursprung nehmen. Das Quecksilber halte ich darum vor das eigenthümliche gemeinschaftliche erste Wasser der Metalle, weil es sich an die Metalle anhängt, und denselbigen in Ansehung der Schwere und übrigen Eigenschaften am nächsten ist. Man wird dieses desto weniger läugnen können, je gewisser und der Erfahrung gemäßer das Gesetz der Natur ist, daß sich eine flüßige Materie nur an solche Körper anhängen könne, in welchen sie sich schon befindet, oder in welchen sie gleichartige Theile antrift. Es ist daher unumstößlich gewiß, daß die todte Erde ein Ursprung der unvollkommenen Gestalt der Metalle sey, wenn sie ein Grund von der Unvollkommenheit des Merkurs ist. Fast habe ich nicht nöthig, das letzte zu beweisen, da es die KunstErfahrnen insgesamt zugeben, und sich die Reinigung des Quecksilbers bey ihrer Arbeit sehr angelegen seyn lassen. Allein ich will nur einige wenige Gründe hersetzen. Die todte Erde benimmt nicht nur dem Quecksilber seinen metallischen Glanz, sondern verhindert auch die genaue Verbindung seiner wirksamen Theile. Wer nur ein wenig auf die Erfahrung aufmerksam ist, der wird sinnlich hievon überzeugt werden können. Das Quecksilber bekommt, wenn man es oft braucht, oder an einem Orte, wo viel Staub ist, in einem offenen Gefäße stehen läßt, eine schwarze Haut. Diese macht, daß zwey Tropfen von dem Merkur, die sonst gleich zusammen laufen, so bald sie einander berühren, nicht so bald eine vollkommene Vereinigung erlangen können. Ich mache also den Schluß, daß die todte Erde nicht nur den Glanz der Metalle verunstalte, sondern auch ihre Zieh- und Schlagbarkeit verringere. Wird nicht das vollkommenste unter den Metallen noch schöner, wenn man es von dem grauen Wolfe verschlingen läßt, oder deutlicher zu reden, zu wiederholtenmalen durch SpießGlaß gießet. Wird nicht das Silber schöner und dichter, wenn man es durch öfteres cementiren von seiner

Erde

Erde befreyet? Wer dieses läugnen wollte, der würde sich den klärsten Erfahrungen widersetzen. Ich könnte zwar noch zeigen, wie die todte Erde auch dadurch der Vollkommenheit der Metalle zuwider sey, daß sie sich mit ihrem Schwefel verbindet. Allein ich darf hier nicht weitläuftig seyn: Ich will deswegen bey einer andern Gelegenheit ausführlich hievon handeln. Genug, daß ich meine Absicht erreiche, und das Unvollkommene in der Verbindung der todten Erde mit den Metallen gezeiget habe.

§. 19.

Was geschicht nun aber, wenn die Erde mit den vegetabilischen Körpern verbunden ist? Ich glaube, daß sie der Vollkommenheit derselben völlig zuwider sey. Mein Glaube wird schon dadurch wahrscheinlich, daß die vegetabilischen Werke desto mehr Erde bey sich haben, je näher sie ihrem Untergange sind; desto weniger aber, je weiter sie von ihren Untergange entfernet bleiben. Kann man wohl hieraus nicht wahrscheinlich also schließen: Weil die vegetabilischen Körper, je näher sie ihrem Untergange kommen, desto mehr Erde in fassen, so liegt vielleicht der Grund ihres Unterganges oder ihrer Ersterbung in der in ihnen enthaltenen Erde? Allein ich bin auch davon gewiß überzeugt, daß in den irdischen Theilen, wenn sie sich in den Vegetabilien anhäufen, der Grund ihrer Ersterbung wirklich angetroffen werde. Man betrachte nur den innern Bau der Pflanzen, so wird man finden, daß die Wurzel, der Stiel oder Stamm und die Blätter aus einer Reihe von kleinen Gefäßen oder HaarRöhrgen bestehen, die entweder bloß mit einer dünnen Haut oder auch noch mit einer dicken Rinde umgeben und davon zusammen gefaßt werden. Diese HaarRöhrgen nehmen nach den physikalischen Gesetzen des Aneinanderhängens der Dinge die NahrungsSäfte der Pflanzen aus dem Erdboden in sich, welche durch ihre anhängende Kraft von der Wurzel in den Stengel und

aus

aus diesem in die Zweige und Blätter steigen, wo sie in kleinen Bläsgen (cellulae) aufbehalten werden. So lange nun die Oeffnungen der bestimmten HaarRöhrgen gehörig offen sind, so lange kann auch der Nahrungs-Saft in die Pflanze hineindringen, und das Wachsthum und die Vollkommenheit ihrer Theile befördern. So aber in diesen Oefnungen der Wurzel irrdische Theile eingeschlossen werden, so bald wird auch der NahrungsSaft nicht mehr ungehindert in die Pflanze hinauf steigen können. Kan aber dieses nicht geschehen, so muß die Pflanze nothwendig verderben und ihr Leben verlieren. Sie muß verdorren. Wenn endlich die irrdischen Theile nicht gleich in der Wurzel stecken, sondern weiter hinauf bis in den Stengel gebracht werden, und allda erst die Haar-Röhrgen verstopfen, so muß dennoch aus dem angeführten Grunde das oberste der Pflanze verdorren, wohin wegen der Verstopfung keine Nahrung kommen kann. Da nun aber der Tod der Pflanze für sich betrachtet, eine Unvollkommenheit ist, so sieht ein jeder ein, daß auch die todte Erde in dem vegetabilischen Reiche Unvollkommenheiten hervorbringe, und also den vollkommenen Absichten der Natur widerspreche.

§. 20.

Das ThierReich kommt mit dem vegetabilischen in vielen Stücken überein. Besonders haben sie darinne eine große Verwandschaft mit einander, daß ihr Körper aus subtilen Gefäsgen bestehet, wodurch der Nahrungs-Saft sich bewegen muß, und daß ihr Leben vorzüglich ein Umlauf flüßiger Materien ist, welche sich in bestimmten Gefäßen befinden. Ich verfalle daher auf die Gedanken, daß die Erde in den thierischen Körpern eben solche Unvollkommenheiten hervorbringen müsse, als in den vegetabilischen. Sie macht ihrer Natur nach die flüßigen Materien dicker und zur Bewegung ungeschickter. Sie verhindert das Zusammenziehen der Gefäße, und widersteht

verstehet der zusammenziehenden Kraft derselben in den thierischen Leibern. Sie ist ihrem Wesen nach geschickt, in den zarten Gefäßen Verstopfungen zu verursachen. Sie muß also, wenn sie sich anhäuft, die Schwachheit und den Tod der thierischen Leiber wirken *).

*) Anmerkung.

Wer eine vollständige und gründliche Erklärung hievon verlangt, der wird sie in des geschickten Herrn Candidat Vietkens, meines noch in der Abwesenheit hochgeschätzten Freundes, Abhandlung von dem Zustande der höchsten Glückseligkeit der Menschen §. 30. seqq. zu seinem Vergnügen antreffen.

❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀

V.

Johann Matthias Greiners Versuche, die Schwere der Körper betreffend.

Die Bemühung, der Natur in ihren Wegen nach zu forschen, und durch richtig angestellte Erfahrungen und Versuche ihre Geheimnisse zu entdecken, haben den Weisen jederzeit gros und vortheilhaft geschienen. Wie sollte ich also an einem geneigten Beyfalle würdiger Verehrer der NaturWissenschaft zweifeln können, wenn ich Versuche erzähle, die uns gewisse Dunkelheiten in der Natur helle machen. Ich will mich ietzo bestreben, einige die Schwere der Körper betreffende Versuche, die ich angestellt habe, bekannt zu machen. Sie sind unserer Aufmerksamkeit vollkommen würdig. Sie leiten uns auf die Ursache von der Schwere der Körper.

Ich

Ich werde dies in einer besondern Abhandlung ausführen.

Erster Versuch.

Ich nahm ein cylindrisches Glas, dessen Durchmesser ohngefehr 2 Zoll und 1 Linie nach dem Rheinländischen Maasstabe betrug, dessen Höhe aber 5 Zoll 5 Linien nach eben diesem Maase hatte. Ich füllte dieses Glas mit Wasser fast ganz voll, so daß das Gewicht des Wassers 18 Loth ausmachte. Ueber die Oefnung des Glases legte ich ein cirkelförmiges Papier, welches in seinem Durchmesser 3 Zoll hatte, und drückte dieses mit der flachen Hand so fest an das Glas an, daß weder Luft hinein, noch Wasser heraus laufen konnte. Wie ich nachher das Glas umkehrte, so daß die Oefnung, auf welche ich das Papier gedrückt hatte, unterwärts kam, und also das Wasser durch seine Schwere sich auf das Papier bewegte, so fiel das Papier nicht herunter, und das Wasser, dessen Schwere 18 Loth war, drückte das Papier nicht weg, ob dieses gleich nur ohngefehr 6 Gran wog.

Zweyter Versuch.

Hierauf nahm ich das cylindrische Glas, welches ich bey dem ersten Versuche gebraucht hatte, füllte daßelbe eben so voll Wasser als dort, daß das Wasser 18 Loth wog, und legte in dem Glase ein bleyernes Gewicht von 9 Loth. Ich drückte hienächst das cirkelförmige Papier stark an dem Glase an, kehrte das Glas um, wie vorher, und weder das Wasser noch das Bley drückten das Papier weg. Ich versuchte es nachher mit einem noch grösserm Gewichte, erblickte aber eben denselbigen Erfolg, nur daß er nicht so lange Zeit dauerte, als vorher.

Dritter Versuch.

Nun wolte ich sehen, ob vielleicht die anhängende Kraft des Wassers, die es gegen das Papier äusert, der Grund davon wäre, daß das Papier nicht von

dem

dem Gewichte des Wassers und des Bleyes weggedrückt wird. Ich stellte daher diesen Versuch an. Ich nahm eine kleine Wage, hing die eine Schaale derselbigen aus, und befestigte statt derselbigen an dem WageBalken 4 ZwirnFäden, die der Schnur, woran die andere Schale hieng, an Länge gleich waren. An diese ZwirnFäden klebte ich mit Wachs das runde Stück Papier, dessen Durchmesser 3 Zoll war, und brachte dasselbe mit der andern WageSchale in ein Gleichgewicht. Hierauf legte ich das Papier aufs Wasser, und es riß sich nicht eher vom Wasser los, bis ich auf die andere Schale anderthalb Quentgen und 2 Gran gelegt hatte. Es betrug also die anhängende Kraft des Wassers an dem Papier 92 Gran. Mithin verhält sich die anhängende Kraft des Wassers in Ansehung des bestimmten Papiers zu dem Gewichte des Wassers von 18 Loth wie 1 zu 48; Zu dem Gewichte des Wassers aber und dem Gewichte des Bleyes zusammen genommen wie 1 : $70\frac{1}{2}$.

Vierter Versuch.

Daß die äusserliche Luft nicht die Ursache von den in den beyden ersten Versuchen erfolgten Erscheinungen sey, erkannte ich aus folgendem Versuche. Ich nahm ein kleines Glas, that in dasselbige 2 Loth Wasser, verfuhr wie im ersten Versuche, und erblickte die bestimmte Erscheinung. Alsdenn nahm ich 2 Loth Quecksilber in eben diesem Glase, drückte eben so, wie vorher, ein gleiches Papier auf die Oefnung. Allein das Papier fiel herunter und der Merkur floß heraus. Dies war der erstere Versuch. Nun nahm ich in dem Glase nur 1 Loth Wasser, und bemerkte die Höhe an den Wänden des Glases genau. Es erfolgte alles, wie in dem ersten Versuche. Da ich aber dieses Glas eben so hoch mit Quecksilber anfüllte, und Papier auf die Oefnung drückte, war alles ganz anders. Das Papier und das Quecksilber fielen herunter. Wie könnte also wohl die äußerliche

liche Luft einen Grund von dem Erfolge im ersten und zweyten Versuche in sich enthalten?

Fünfter Versuch.

Ich erkannte dieses auch auf folgende Art. Ich füllete mein Glaß nur halb voll Wasser, drückte das Papier an die Oefnung, und kehrte es so um, daß die ganze Axe meines cylindrischen Glases eine horizontale Lage bekam. Das Papier fiel nun herunter, und das Wasser floß heraus. Nachher füllte ich das Glas ganz voll, so daß keine Luft mehr darinnen war, drückte das Papier an, und kehrte es auf die bestimmte Art um. Hier blieb das Papier hängen, und das Wasser floß nicht heraus. Wenn ich aber die Oefnung des Glases, es mochte nun ganz oder halb voll Wasser seyn, gerade unterwärts kehrete, so fielen weder das Papier, noch das Wasser herunter.

Sechster Versuch.

Aehnliche Versuche habe ich auch mit Quecksilber angestellt. Ich nahm ein kleines cylindrisches Glas, welches 1 Zoll 2 und eine halbe Linie in der Höhe, und 1 Zoll 1 und eine halbe Linie im Durchmesser nach dem Rheinländischen Maasstabe hatte, goß in dasselbe 3 Loth 48 Gran Quecksilber, drückte ein QuadratStück Stanniol, welches ohngefähr 1 Zoll 2 Linien nach dem Rheinländischen Maase in der Länge und Breite hatte, oben an der Oefnung des Glases mit der flachen Hand stark an. Wie ich nachher das Glas umkehrte, so fiel weder der Stanniol, noch das Quecksilber herunter. Diesen Versuch habe ich zum öftern und glücklich wiederholt.

Siebender Versuch.

Um zu erfahren, ob das Anhängen des Merkurs an der Oberfläche des Stanniols die Ursache des vorigen Versuches sey, habe ich einen neuen Versuch angestellt:

ich nahm ziemlich reines Quecksilber in einer kleinen Schüssel, bevestigte hierauf an dem WageBalken ein Quadrat-Stück Stanniol von erwähnter Grösse mit 4 Fäden, und hielt es auf jenes Quecksilber. Hier riß sich das Stück Stanniol vom Quecksilber los, als ich auf die andere Schale der Wage ein Gewicht von anderthalb Quentgen gelegt hatte. Es war also die anhängende Kraft des Quecksilbers an der Oberfläche des bestimmten Stanniol-Stückes 90 Gran. Es verhielt sich daher dieses Anhängen zu dem Gewichte des Merkurs, welches im Glase war (6t. Vers.) wie 1 : 8.

Achter Versuch.

Das Quecksilber blieb nicht im Glase, wenn ich anstatt des Stanniols ein Stück Papier vor die Oefnung angedrückt hatte. Es kann also die äußerliche Luft auch nicht die Ursach davon seyn, daß der Stanniol und das Quecksilber nicht herunter fallen.

* *

VI.

Ebendesselben
Physikalischer Beweis,
daß die anhängende Kraft der Luft die Ursache der Schwere der Körper sey, welcher sich auf die in der vorigen Abhandlung erzählte Versuche gründet.

§. 1.

Ich habe mir vorgenommen, der Ursache der Schwere der Körper nachzuforschen. Es ist aber meine Absicht nicht, in gegenwärtiger Schrift aus unumstöß-

umstößlichen allgemeinen Gründen, die Ursache der Schwere der Körper zu ergründen. So wichtig diese Beschäftigung ist, ja so gewiß es ist, daß hiedurch die Streitigkeiten, die bisher über diese Sache unter den Gelehrten vom größten Range geführt sind, können entschieden werden, so vorzüglich sind die Bemühungen, die unser **verehrungswürdigster Herr Vorsitzer, der Herr Mag. Schlettwein, mein nie genug zu schätzender Lehrer und Gönner,** in dieser Sache geleistet. **Die Bemühungen desselben in der Naturkunde** *) und **Seine zum Gebrauch in den höhern Wissenschaften und besonders in der NaturLehre** eingerichtete **Metaphysik** **) werden in dieser Sache dem Verlangen derer völlig Genüge leisten, die von der Schwere einen aus allgemeinen Begriffen hergeleiten Beweis zu erhalten begierig sind.

§. 2.

Ich will blos einen physikalischen Beweis für die Ursache der Schwere der Körper zu liefern, mich bemühen. Ich will den Regeln der VernunftLehre gemäs, aus der Beschaffenheit der von mir erzählten Wirkungen der Körper auf die Ursache dieser Wirkungen zu schließen, mir angelegen seyn lassen. Werde ich in dieser meiner Bemühung glücklich seyn, so soll dieses meinen Fleiß auffordern, auch auf andere Wirkungen der Natur und auf die Erforschung der Ursache dieser Wirkungen unter der Anführung **meines Lehrers** mein Augenmerk zu richten.

*) Die zwote Abhandlung dieser Bemühungen, die hier 1756 heraus gekommen sind. Sie ist betitelt **von der wahren Ursache der Schwere der Körper.**

**) S. die Somotalogie vom §. 85-93.

§. 3.

Wenn man von dem Daseyn gewisser Wirkungen eine Ursache geben will, so fordert die Vernunftlehre, daß man sich diese Wirkungen so deutlich vorstellen soll, als man kann, und daß man auf ihre EntstehungsArt achtsam sey, und aus den bey diesen Wirkungen vorfallenden Umständen zu bestimmen suche, welches die einzige EntstehungsArt sey, die hier statt finden kann. Wenn ich also nach diesen Regeln auf obige Versuche meine Aufmerksamkeit richte, so finde ich folgende Wirkungen:

1) Das Papier und der Stanniol fallen von dem Glase, an dessen Oefnung ich dieselben angedrückt hatte, nicht herunter, wenn es in Ansehung des Papiers mit Wasser und in Ansehung des Stanniols mit Queck silber angefüllt ist.

2) Die schweren Körper, nemlich das Wasser allein und eben daßelbe mit dem Gewichte zusammen genommen, ingleichen das Quecksilber, fallen vermöge ihrer Schwere nicht aus dem Glase, und drucken das Papier und den Stanniol nicht weg. Es entstehen also folgende Fragen:

1) Wie geht es zu, daß das Papier und der Stanniol durch ihre eigene Schwere nicht herunter fallen?

2) Was ist die Ursache, daß die in dem Glase befindlichen Körper das Papier und den Stanniol nicht wegdrücken, da sie doch für sich eine Bestrebung haben, nach dem Mittelpunkte der Erde sich zu bewegen.

Diese beyden Untersuchungen sollen im folgenden das Augenmerk meiner Betrachtung seyn.

§. 4.

Die erstere Frage ist also: Wie geht es zu, daß das Papier und der Stanniol durch ihr eigenes Gewicht nicht herunter fallen? Ich finde, wenn ich obiges Stück Papier und Stanniol auf der flachen Hand in der freyen

Luft halte, so fallen sie, so bald ich die Hand hinweg ziehe, auf den Erdboden, woferne nicht eine äußere Ursache da ist, die dieses verhindert. Da also bey diesen Versuchen das an der Oefnung des Glases angedrückte Stück Papier und der Stanniol nicht herunter fallen, wenn ich meine Hand von ihnen entferne, so muß doch eine Ursache da seyn, die dieses verhindert. In dem Papier und Stanniol allein kann kein Grund hievon gefunden werden; denn sonsten müßte das Papier und der Stanniol nicht herunter fallen, wenn ich sie an die Oefnung des leeren Glases andrückte und alsdann das Glas umkehrte. Daß dieses aber nicht geschicht, davon kann ein jeder aus eigner Erfahrung sich überzeugen. Man drücke noch so fest das Papier und den Stanniol an die Oefnung des Glases. Man wird finden, so bald man das Glas umkehrt, werden jene Dinge von der Oefnung des Glases sich wegbewegen, und zur Erden fallen.

§. 5.

Was folgt also anders hieraus, als daß der Grund, warum das Papier und der Stanniol in meinen Versuchen nicht herunter fallen, in einer äußern Ursache zu suchen sey? Man wird aber keine andere äußerliche Ursache hier antreffen, als die Wirkungen der von außen das Papier, den Stanniol und das Glas umgebenden Luft, und die flüßige Materie, die sich in dem Glase befindet. Daß die äußerliche Luft nicht der Grund sey, welcher das Herunterfallen des Papiers und Staniols verhindert, lehren **der 4te, 5te, und achte Versuch.** Es muß also die Ursache davon, daß das Papier und der Stanniol nicht herunterfallen, in dem Wasser und Quecksilber liegen, welche jene Materien berühren. Die bloße Berührung aber wirkt keine der Schwere entgegen gesetzte Bestrebung. Folglich müssen wir den Grund von dem verhinderten Falle des Papiers und Stanniols in dem Anhängen des Wassers und Quecksilbers setzen. *)

*) S. die Metaphysik in der Ontologie §. 95.

§. 6.

Dies sey genug von der Ursache, warum das Papier und der Stanniol sich nicht von der Oefnung des Glases entfernen, und zur Erde fallen. Ich wende mich nun zu meiner zweyten Aufgabe, nehmlich, warum die an sich schweren Körper, das Wasser, das Bley, und der Merkur das Papier und den Stanniol nicht wegdrücken? Daß diese Körper an sich schwer sind, wird niemand in Zweifel ziehen. Diese Körper behalten nun entweder ihre Schwere, oder nicht. Sollten jene Körper ihre Schwere unter den in meinen Versuchen gesetzten Umständen noch behalten, und doch ihrer Bestrebung, sich gegen den Mittelpunkt der Erde zu bewegen, nicht gemäs wirken, so muß eine äußerliche Ursache vorhanden seyn, die dieses verhindert. Es muß also eine äußerliche Kraft ihrer Bemühung, sich gegen den Mittelpunkt der Erde zu bewegen, die sie für sich haben, hinreichenden Widerstand setzen.

§. 7.

Wo ließe sich denn wohl dieser Widerstand antreffen? Er muß **entweder** in dem Papier und Stanniol allein seyn; **oder** darinnen liegen, daß sie mit den flüßigen Materien im Glase, jenes mit Wasser, dieser aber mit dem Quecksilber zusammen hängen; **oder** in der äußerlichen Luft; **oder** endlich in mehrern von diesen angeführten Stücken zugleich gefunden werden. **Das erstere** setzt eine offenbare Unmöglichkeit. Das Papier wiegt nur 6 Gran und das Wasser samt dem Bley, welche mit ihrer Schwere auf das Papier drücken sollen, wiegt 27 Loth (2**ter Vers.**). Der Stanniol wiegt nur 10 Gran, das Quecksilber aber, welches auf jenen drücket, 3 Loth 48 Gr. Wie könnte also wohl das Papier allein der Schwere des Wassers und Bleyes, und der Stanniol allein der Schwere des Merkurs widerstehen? **Das andere** läßt sich auch nicht vertheidigen. Es streitet wider den 3**ten** und 7**den Versuch.** **Jener** lehret, daß die Schwere des Wassers und Bleyes 70mal so groß sey, als das Zusammenhängen des

Pa-

Papiers mit dem Wasser. **Dieser** aber, daß die Schwere des Merkurs achtmal so groß sey, als das Zusammenhängen des Stanniols mit dem Quecksilber. **Das dritte** kann man wegen des **4ten 5ten** und **8ten Versuchs** auch nicht annehmen. Mithin könnte nur **der vierdte Fall** statt haben.

§. 8.

Man setze ihn aber einmal, so müssen **entweder** die Luft und die mit dem Wasser und Quecksilber zusammenhängende Körper zugleich; **oder** die Luft und das Zusammenhängen der erwähnten Körper mit dem Wasser oder Quecksilber; **oder** die Masse gedachter Körper und das Zusammenhängen mit dem Wasser und Quecksilber zugleich; oder endlich die Luft, die Masse der bestimmten Körper und ihr Zusammenhängen mit dem Wasser und Quecksilber zusammen genommen, dem Falle der im Glase befindlichen schweren Körper zureichend widerstehen. **Der erstere Fall** läßt sich nicht gedenken. Die Masse des Papiers wiegt nur 6, des Stanniols aber 10 Gran. Folglich kann das Papier nur einem Gewichte Wasser von 6 Gran, und der Stanniol nur einem Gewichte Quecksilber von 10 Gran widerstehen. Das übrige Wasser samt dem Bley, welche noch 27 Loth weniger 6 Gran betragen, und das Quecksilber, welches noch 3 Loth 42 Gran schwer ist, würde die äußere Luft blos tragen müssen. Daß dieses aber eine Unmöglichkeit sey, erhellet schon daraus, daß diese Gewichte herunter fallen, wenn die Oefnung des Glases nicht bedeckt ist. **Der zweyte Fall** ist auch unrichtig. Das Zusammenhängen des Papiers mit dem Wasser beträgt nur 92 Gran, des Stanniols aber mit dem Quecksilber 90 Gran. Mithin werden nur 92 Gran vom Wasser und Bley, und 90 Gran Quecksilber durch dieses Anhängen in ihrem Falle verhindert. Es müste also die äußerliche Luft allein noch ein Gewicht von 26 Loth 2 Quentgen 28 Gran Wasser, und 2 Loth 3 Quentgen 18 Gran Quecksilber halten können. Es erhellet aber eben so, wie in dem kurz vorhergehenden, daß dieses unmöglich sey. **Der dritte Fall** kann

auch nicht bestehen. Die Masse des Papiers wiegt nur 6 Gran, und die Masse des Stanniols 10 Gran. Das Zusammenhängen des ersten mit dem Wasser beläuft sich auf 92, und das Zusammenhängen des letztern mit Quecksilber auf 90 Gran, folglich ist die Masse des Papiers und das Zusammenhängen desselbigen mit Wasser 98 Gran; die Masse des Stanniols und das Anhängen des Quecksilbers an demselbigen 100 Gran. Folglich kann die Masse des Papiers und das Anhängen des Wassers an demselbigen nur 98 Gran vom Wasser, und der Stanniol samt der anhängenden Kraft des Quecksilbers nur 100 Gran Quecksilber halten, das übrige müste also doch aus dem Glase herausfallen.

§. 9.

So ungegründet diese 3 Fälle sind, so wenig wahres ist auch im **vierdten** anzutreffen. Die Masse des Papiers und das Zusammenhängen desselbigen mit Wasser beträgt nur 98 Gran, und kann also kein grösseres Gewicht vom Wasser in seinem Falle aufhalten; und die Masse des Staniols und sein Zusammenhängen mit Quecksilber kann nur einem Gewichte Quecksilber von 100 Gran widerstehen. Müste also nicht die Luft allein vom Wasser 26 Loth 2 Quentgen 22 Gran; und vom Quecksilber 2 Loth 3 Quentgen 8 Gran halten können? Wie ist dieses möglich, da uns die Erfahrung vom Gegentheile überzeuget? Denn wenn das Glas nicht bedeckt ist, sonst aber alle vorige bey meinen Versuchen befindliche Umstände da sind, so fallen das Wasser und das Quecksilber herunter.

§. 10.

Da also dem Falle des Wassers und Quecksilbers nichts widerstehet, wenn sie ihre wirkliche Schwere behalten (§. 7-9), so erhellet zur vollkommensten Gnüge, **daß diese flüßige Materien in meinen Versuchen ihrer Schwere verlustig sind** (§. 6.).

§. 11.

§. 11.

Ist dieses aber gewiß, so muß ich nach der Ursache dieses Verlustes forschen. Ich behaupte, daß sie bloß darinnen lieget, daß die Luft ihre anziehende Kraft nicht mehr auf die Oberfläche des Wassers und Merkurs äußern kann. Ich zeige dieses also: Das Wasser und Quecksilber fließen aus dem umgekehrten Glase heraus, wenn die äußerliche Luft die Oberfläche dieser flüßigen Materien, die sie der Erde zukehren, berühret, oder wenn doch der Körper, mit welchem man die Oefnung des Glases decket, von der inwendigen flüßigen Materie nicht angezogen wird. Dies ist eine unwidersprechliche Erfahrung. So bald man aber an die Oefnung des Glases einen Körper andrücket, dem sich die inwendige flüßige Materie anhängt, und der also dadurch die Berührung der äußerlichen Luft verhindert: so bald ist die Schwere der gedachten flüßigen Materien nicht mehr wirksam. Folglich ist die Ursache von dem Verluste der Schwere blos darinnen zu suchen, daß **entweder** das Anhängen der erwähnten flüßigen Körper der Schwere widersteht; **oder** daß durch dieses Anhängen die Luft verhindert wird, die unterste Fläche des Wassers und Quecksilbers zu berühren. **Das erstere** ist nicht möglich (§. 8.). Es bleibt also nur **das leztere** übrig. Soll aber dadurch, daß die Luft verhindert wird, die unterste Fläche eines andern Körpers zu berühren, seine Schwere verlohren gehen, so kann keine andere Berührung der Luft das Daseyn der Schwere wirken, als die eine Bestrebung zur Bewegung gegen den Erdboden, und also gegen sich, bey dem Körper hervor bringet. Eine solche Berührung ist das Anziehen oder Anhängen *). Daher ist die Ursache, warum in meinen Versuchen die flüßigen Materien ihre Schwere verliehren, blos in dem verhinderten Anhängen der Luft zu finden.

*) S. Herrn Magister Schlettweins Metaph. in der Ontologie §. 95. f.

§. 12.

Sollte ich nun wohl nicht die Folge hieraus machen können, daß **das Anhängen der Luft die Ursach von der Schwere der Körper seyn müsse.** Wäre dieses nicht, wie könnte wohl eine flüßige Materie ihrer Schwere beraubt werden, so bald ihr die äußerliche Luft nicht anhängen kann, und die Schwere den Augenblick wieder bekommen, so bald nur die anhängende Kraft der Luft thätig ist? Dies ist aber doch eine unumstößliche Wahrheit (§. 11.).

VII.

L. A. Sarnighausens kurze Untersuchung der Frage: Ob der Wille Gottes ein Erkänntniß Grund dessen sey, was nach dem Rechte der Natur zu thun ist, und ob er der einzige sey?

§. 1.

Ehe ich auf die Frage, **ob der Wille Gottes ein Erkänntniß Grund dessen sey, was nach dem Rechte der Natur zu thun ist, und ob er der einzige sey**, eine vollständige Antwort zu geben, im Stande bin, muß ich dieselbe zergliedern, und deutliche Begriffe von den Gegenständen zu bilden suchen, die in derselben enthalten sind. Wenn dieses geschehen, so wird es mir leichte seyn, durch richtige Vergleichung der Begriffe, zu bestimmen, ob die Aufgabe bejahet, oder verneinet werden müsse. Ich werde zu dem Ende kurz, aber doch deutlich zeigen, 1) was der Wille Gottes sey, oder

oder vielmehr worauf er abzielet? 2) Was ein Erkänntnißgrund? und endlich 3) was nach dem Rechte der Natur zu thun ist?

§. 2.

Da Gott alle Vollkommenheiten besitzet; so müssen wir ihm auch einen Verstand, oder ein Vermögen, sich Dinge vorzustellen, beylegen, und weil alle Vollkommenheiten im höchsten Grade bey ihm anzutreffen; so muß er nicht allein alle möglichen Dinge, sondern auch alle Verhältnisse derselben, auf das deutlichste in sich abzubilden, im Stande seyn. Gegen diejenigen, welche mit seinen Vollkommenheiten übereinstimmen, muß er, vermöge seiner uneingeschränkten Kraft, die vollkommenste Neigung haben, diejenigen aber hassen, die seinen höchsten Eigenschaften zuwider sind. Diese Eigenschaft Gottes, da er nur gegen das Gute geneigt ist, heißt der Wille GOttes. Und wenn Gott einem endlichen Geiste diese Neigung auf eine gewisse Art bekannt machet, so entstehet der geoffenbarte Wille Gottes.

§. 3.

Da ein vernünftiges Wesen, wenn es etwas mit Vernunft wirklich machen will, eine Absicht haben muß; so muß auch Gott, als das weiseste Wesen, bey seinen Wirkungen eine Absicht haben, und weil GOtt nur blos eine Neigung zu dem hat, was wahrhaftig gut ist (§. 2.); so kann er keine andere Absicht haben, als wahre Vollkommenheiten zu befördern.

§. 4.

Die Vollkommenheiten, die Gott durch eine Handlung wirken will, sind entweder in ihm selbst, oder außer ihm, in andern Dingen zu suchen. Wäre das erste, so müste Gott die Vollkommenheit, die er in sich hervorbringen wolte, noch nicht besitzen. Dieses streitet aber offenbar

fenbar wider den Begriff, den sich ein jeder von Gott bildet. Wer sollte also wohl zweifeln, daß die Vollkommenheit, die Gott durch eine Handlung hervorbringen will, außer ihm, in andern Dingen zu suchen seyn müße?

§. 5.

Will Gott in Dingen, die außer ihm sind, Vollkommenheiten hervorbringen, so will er solche entweder unmittelbar in dem ganzen Zusammenhange, oder nur in einigen besondern Gegenständen hervorbringen. Ist das letzte, so kann solches entweder geschehen, ohne daß eine größere Unvollkommenheit im Ganzen gestiftet wird, oder nicht. Ist jenes, so will Gott die Handlung, denn er befördert alsdenn eine wahre Vollkommenheit. Ist aber dieses, so kann er sie nicht wollen, denn er befördert keine wahre Vollkommenheit, indem nur mehrere Unvollkommenheiten dadurch gestiftet werden. Man kann also sicher schliessen, daß wenn Gott etwas außer sich will, er die Absicht hat, entweder unmittelbar die Vollkommenheiten des ganzen Zusammenhanges der Dinge zu wirken, oder doch in einigen einzelnen Gliedern desselben diejenigen Verbesserungen zu veranstalten, welche keine größere Unvollkommenheiten im Ganzen zu Gefährten haben.

§. 6.

Wenn man aus einem Dinge das Seyn des andern erkennet, so nennet man jenes einen **Erkänntniß-Grund** von diesem. Wenn ich zum Exempel daraus, daß eine Welt da ist, schließe, daß ein Gott sey, so ist die Welt ein ErkänntnißGrund von der Wirklichkeit Gottes.

§. 7.

Das Recht der Natur, oder besser das Recht der Vernunft, lehret uns, was gut und böse ist, und verbindet uns, das zu thun, was gut, das aber zu unterlassen,

sen, was böse ist. Und da nichts, als wodurch wahre Vollkommenheiten befördert werden, gut seyn kann, so verlanget es von uns, nur solche Handlungen zu unternehmen, wodurch wahre Vollkommenheiten, und zwar die größesten, die möglich sind, gewirket werden. Dieser Satz: befördere so viele Vollkommenheiten, als durch dich möglich sind, ist das GrundGesetz des ganzen VernunftRechtes. Er ist aber nicht die Regel, nach welcher wir beurtheilen, ob etwas die Prädicate hat, unter denen es mit den Gesetzen des Rechts der Vernunft übereinstimmet. Er druckt nur die allgemeine Beschaffenheit der Handlungen aus, zu denen uns dieses Recht verbindet.

§. 8.

Die Vollkommenheiten, die durch eine Handlung gewirket werden können, sind entweder solche, die unmittelbar den ganzen Zusammenhang, oder nur einige Dinge in demselben angehen. Ist das letzte, so sind wiederum zwey Fälle möglich. Entweder dadurch, daß bey einem einzelnen Dinge Vollkommenheiten gestiftet werden, entstehen im Zusammenhange, theils durch wirkende, theils auch durch gelegentliche Ursachen, mehrere Unvollkommenheiten, oder nicht. Im lezten Falle ist die Handlung gut, und also nach dem Rechte der Natur zu thun; im ersten aber ist sie, in Betracht der Unvollkommenheiten, die dadurch gestiftet werden, wirklich böse, und also nach dem Rechte der Natur zu unterlassen (§. 7.).

§. 9.

Wer also mit Gewißheit bestimmen will, ob eine Handlung dem Rechte der Natur gemäß ist, der muß einsehen können, daß durch dieselbe entweder eine Vollkommenheit im Ganzen unmittelbar entstehe, oder doch in einigen Gliedern desselben so gewirket werde, daß nachher nicht im Ganzen eine größere Unvollkommenheit ihr Daseyn dadurch erhält. Was heißet dieses aber anders,

als,

als, wer wissen will, ob seine Handlung wahrhaftig gut ist, der muß eine Einsicht in den ganzen Zusammenmenhang der Dinge haben, und alle Folgen seiner Handlung übersehen können.

§. 10.

Nun kann ich mich zu Untersuchung der aufgeworfenen Frage selbst wenden. Folgender Schluß beweget mich, den ersten Theil derselben mit Ja zu beantworten: Wenn ich daraus, daß Gott etwas will, erkennen kann, daß er dadurch, entweder Vollkommenheiten unmittelbar im ganzen Zusammenhange, oder doch in einigen einzelnen Dingen befördern will, ohne daß Unvollkommenheiten im Ganzen dadurch gestiftet werden; so folget, daß der Wille Gottes ein ErkänntnißGrund dessen sey, was gut, oder nach dem Rechte der Natur zu thun ist. Ich schließe von der Wahrheit des ersten auf die Wahrheit des lezten. Die Bedingung so wohl, als die Folge sind schon aus dem vorhergehenden klar (§. 5. 6. 8.).

§. 11.

Ich komme nun also auf den lezten und zwar den Haupt-Punkt der Frage: **ob nemlich der Wille Gottes der einzige ErkänntnißGrund dessen sey, was nach dem Rechte der Natur zu thun ist.** Ich glaube völligen Grund zu haben, auch diese Frage, **in den Fällen, wo es nöthig ist, daß ein endlicher Geist alle Folgen seiner Handlungen und den ganzen Zusammenhang der Dinge einsehe** *), bejahend zu beantworten. Ich schließe so; wenn kein endlicher Geist vor sich im Stande ist, mit vollständiger Gewißheit zu erkennen, was nach der Regel: befördere die größeste Vollkommenheit des Ganzen, unter besondern Umständen zu thun ist, **insofern hierzu eine vollständige Erkänntniß des ganzen Zusammenhangs erfodert wird;** so folget, daß wir dieses nicht anders als aus einer göttl. Offenbahrung, oder aus dem göttlichen

lichen Willen erkennen können. Die Folge ist vor sich klar. Die Bedingung beweise ich also: Wenn ein endlicher Geist vor sich nicht im Stande ist, zu bestimmen, ob durch eine Handlung mehrere Vollkommenheiten, als Unvollkommenheiten gewirket werden, **insofern dies zu beurtheilen eine vollständige Erkänntniß des Zusammenhangs erfodert wird**, so folget, daß er auch unter der angenommenen Bedingung nicht einsehen könne, was nach der Regel: befördere die größeste Vollkommenheit des Ganzen, unter besondern Umständen zu thun ist. Die Folge erhellet aus dem obigen (§. 9.). Die Bedingung bevestige ich weiter: Wenn kein endlicher Geist vor sich eine Känntniß von allen Dingen, die außer ihm sind, haben, und die Verbindungen derselben mit andern vollkommen deutlich einsehen kann; so folget, daß er auch unter der angenommenen Bedingung nicht bestimmen könne, ob durch eine Handlung mehrere Vollkommenheiten, als Unvollkommenheiten befördert werden. Die Folge wird niemand läugnen können, denn wie kann ich von Dingen, von welchen ich keine Känntniß habe, etwas bestimmen. Die Bedingung aber erhellet aus dem Begriff eines endlichen Geistes. Ein endlicher Geist ist ein solcher, der, als Geist, noch größer seyn kann, der also in Betracht seiner Erkänntniß gewisse Grenzen hat. Hätte er aber eine Känntniß von allen Dingen, und könnte er alle mögliche Verbindungen derselben einsehen, so hätte er ja in Ansehung seiner Erkänntniß keine Mängel, und hörte also auf, ein endlicher Geist zu seyn.

*) **Anmerkung: Man betrachte in Ansehung dieser Fälle den 9ten §.**

VIII.

VIII.

Christian Eduald Rudows Abhandlung

Von den Rechten, welche ein Regent über auswärtiger Regenten vornehme Bedienten insofern besitzet, inwiefern sie ihm vor ihrem Amte unterthan gewesen.

Es ist eben so selten nicht, daß sich ein Regent vorzüglicher Rechte über vornehme StaatsBedienten fremder Fürsten angemaset hat. Die Geschichte zeichnen uns verschiedene Beyspiele hiervon auf. Es würde meiner Absicht, meine Gedanken diesmal in wenig Blättern zusammen zu fassen, zuwider seyn, wenn ich mich mit Erzählung dieser Exempel weitläuftig aufhalten wollte. Ich will aber doch einige anführen, die in der politischen Welt ein ziemliches Aufsehen gemacht haben. Mir liegt nichts daran, wenn auch einige meiner Leser diese Merkwürdigkeiten schon wissen sollten. Man kann in den Geschichten nicht allemal Neuigkeiten und ganz unbekannte Dinge sagen.

Als jener Schottländische Gesande, der Bischoff zu Rochester wider die Königin in England Elisabeth heimliche Anschläge gefaßt, und sich durch seinen Rath in die Anstalten der Rebellen eingeflochten hatte, behauptete die beleidigte Königin, seiner Einwendungen, daß er ein fremder Minister sey, ungeachtet, ein Recht über ihn. Sie lies ihn nicht nur gefangen nehmen, sondern legte ihm auch verschiedene Artickel vor, auf welche er zu antworten sich genöthiget sahe *). Wer siehet hier nicht, daß die Königin Elisabeth über einen auswärtigen hohen Bedienten eine wirkliche Gerichtsbarkeit ausgeübet habe? Solcher

*) Cambden. Histor. Elis. part. 2. ad an. 1571. p. 217.

Solcher Beyspiele leget uns die GeschichtKunde eine große Menge vor, welche uns klärlich zeigen, wie die Regenten fast zu allen Zeiten über fremde Gesanden gewisse Rechte geäußert haben, wenn sich diese eines Verbrechens in ihren Staaten schuldig gemacht gemacht *). Allein die zu beobachtende Kürze verbietet mir die Erzählung derselbigen.

Ich finde vielmehr für nöthig, noch ein einziges Beyspiel von den ausgeübten Rechten eines Fürsten über fremde Ministers beyzufügen, welches von dem vorigen merklich unterschieden ist. Patkul, dieser vornehme General des Königs von Pohlen wurde in Liefland zu der Zeit gebohren, da es schwedischer Bothmäßigkeit unterworfen war. Er verließ aber sein Vaterland im Jahr 1684. und da er sich in Sächsischen KriegsDiensten besonders tapfer erwies, hatte er das Glück, sich bis zu der Größe eines Generals empor zu schwingen. Als darauf Carl der XII. mit den Pohlen in Krieg verwickelt war, lies er öffentliche ZurückberufungsBefehle auch an den Patkul ergehen. Allein dieser, da er keine Verbindlichkeit mehr gegen den König von Schweden zu haben glaubte, hatte darauf wenig acht. Wie er hernachmals in der Schlacht bey Warschau im Jahr 1705. von den Schweden gefangen wurde, lies ihn Carl vor einen Rebellen erklären, und zu Stockholm öffentlich enthaupten.

Wenn wir nun diese unter den Grosen sich eräugnete Begebenheiten nicht mit verkleinernden Augen ansehen können, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die StaatsLehrer die Frage: ob ein Regent unter gewissen Umständen über fremde Ministers ein Recht besitze, einer ausführlichen Untersuchung würdig gehalten haben. Wie streiten nicht die zwey unsterblichen

*) Henr. Cocceji Diss. de legato sancto, non impuni Cap. II. §. 18. seqq.

Männer **Grotius** und **Cocceji** in der Lehre von den Rechten eines Regenten über fremde Gesanden wider einander? und wie viel ist nicht von dem Verfahren des Königs in Schweden an dem Patkul geurtheilt und geschrieben worden? So viel ist indessen gewiß, daß man die Lehre von den Rechten eines Fürsten über auswärtige Minister noch in keiner Schrift umständlich und ordentlich genug ausgearbeitet finden kann. Wem es ein Vergnügen ist, politische und StaatsBücher zu lesen, der wird vollkommen mit mir einstimmig seyn.

Man wird demnach mein Vorhaben nicht tadeln, wenn ich mir Mühe gebe, diejenigen Rechte regelmäßig auszuwickeln, welche ein Regent über fremde Minister ausüben kann. Die vornehmen Bedienten eines Potentaten sind entweder einem fremden Regenten treu und hold zu seyn verpflichtet gewesen, oder nicht. Ist jenes, so haben sie entweder als Unterthanen, oder als Lehnpflichtige mit ihm in Verbindung gestanden. Ich will also zuförderst **von den Rechten eines Regenten handeln, welche er insofern über fremde Minister besitzet, inwiefern sie ihm als Unterthanen verbindlich gewesen.** Ich bin weder der Meynung zugethan, daß einem Regenten ohn alle Ausnahme ein Recht über einem fremden hohen Bedienten zukomme, wenn er als Unterthan mit ihm verknüpft gewesen; noch kann ich der Meinung beypflichten, daß einem Fürsten ein solches Recht völlig abzusprechen sey. Ich glaube, daß man zwischen beyden die MittelStraße gehen müsse, wenn man sich von der Wahrheit nicht merklich entfernen will.

So wohl der RedeGebrauch als auch die Geschichte von dem Ursprunge der Staaten bekräftigen mehr als zu deutlich, daß sich in einem jeden Staate mehrere Menschen unter einer höchsten Gewalt zur Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Glückseeligkeit vereiniget haben. Ich kann denen meinen Beyfall nicht geben, welche verthei-

digen,

digen, daß das vornehmste Augenmerk eines Staates in der allgemeinen Sicherheit bestehe. Wir dürfen nur eine geringe Aufmerksamkeit anwenden, so werden wir das Gegentheil hiervon gewahr. Die Gründung und der blühende Zustand der Gewerbe und Commercien, das bequeme Leben der Unterthanen und der Reichthum des Landes sind der Zweck, auf welchen die Sicherheit, um die sich die Mitglieder des Staats bestreben, abzielet. Nur darum suchen sie sicher zu leben, damit sie die Früchte ihrer Geschäfte ungestöhrt einernden und genießen können. Da man aber auch zugestehen muß, daß ein durch Reichthum mehr gesegneter Staat zu seiner äußerlichen Sicherheit viel fruchtreichere Anstalten treffen kann, als ein Land, dessen Einwohner dem Mangel und der Armuth unterliegen, so verfahren wohl diejenigen am besten, die das HauptAugenmerk eines Staates in der allgemeinen Glückseeligkeit desselbigen setzen *).

Man kann es aber nicht läugnen, daß ein Staat desto mehr Kräfte besitzt, sein Endziel zu erreichen, je volkreicher er ist. Ich müßte ganz Unerfahrnen in der StaatsKunst schreiben, wenn ich diese Wahrheit mit weitläuftigen Beweisen unterstützen wollte. Wenn nun der, welcher das Ruder der Regierung unverantwortlich führen will, sein vornehmstes Augenmerk auf das allgemeine Wohl des Staats richten und seine Beschäftigungen blos zur Beförderung desselbigen anwenden muß, so kann man auch einem preiswürdigen Regenten das Recht nicht absprechen, seine Provinzen zu bevölkern, und die Abnahme seiner Unterthanen zu verbieten.

Wenn nun alle diejenigen, welche wir mit dem Namen der Unterthanen belegen, verpflichtet sind, den Gesetzen des Staats und den Rechten ihres OberHaupts gemäs zu leben, so ist es unstreitig, daß sie ihren Verbindlichkei-

*) Siehe des Herrn von Justi StaatsWirthschaft, erster Theil, §. 7.

lichkeiten widerstreben, so bald sie die Anzahl der Mitglieder des Staats vermindern. Wie sollte es ihnen nun wohl erlaubt seyn, wider Wissen und Willen ihres Regenten den Staat zu verlassen und sich den Schuldigkeiten seiner Unterthanen gänzlich zu entziehen? Es sind Männer von den grösten Einsichten, welche eben dieser Meynung zugethan sind. Es ist genug, wenn ich einen um die Weltweisheit unsterblich verdienten **Darjes**, meinen nie genug zu preisenden Lehrer *), und einen in dem ganzen Umfange der Cameral- und RegierungsWissenschaften ungemein erfahrnen Herrn **von Justi** **) nahmhaft mache. Allein der große **Leyser**, dessen ausnehmende Verdienste in der RechtsGelahrheit die spätesten Nachkommen bewundern werden, ist der gegenseitigen Meynung zugethan. Die Verehrer dieses unvergleichlichen RechtsGelehrten werden es mir nicht übel auslegen, wenn ich meiner gegenwärtigen Absicht zufolge ihr groses Orakel beurtheile. Es suchet aber dieser Gelehrte seine Meynung durch folgenden Schluß zu unterstützen. ***) „Wenn ein Staat die Verbindung, so seine Mitglieder „mit demselben haben, aufheben darf, und einen Unter„than aus rechtmäßiger Ursach ausschließen kann, so muß „auch einem Unterthan erlaubt seyn, sich nach Gefallen „den dem Staate schuldigen Pflichten zu entziehen und „sich der Gewalt eines andern Regenten zu unterwerfen.„ Es wäre aber zu wünschen, daß es dem berühmten Verfasser dieses Schlusses gefallen haben möchte, die Folge desselbigen vollständig zu beweisen. Wie wäre es, wenn ich auf die Art schließen wollte: Wenn ein Staat aus rechtmäßiger Ursach einen Bürger zum Vormund bestellen, und einem andern ein gewisses Amt anvertrauen kann, so müssen auch die Bürger das Recht haben, sich selber

*) in Instit. Iurispr. vniuers, §. 470.

**) am angeführten Orte, §. 330.

***) in meditat. ad π. T. II. medit. de for. ministr. princ.

selber zu Vormündern und Vorstehern herrschaftlicher Aemter zu erwählen. Man siehet hier klärlich, daß ich auf eben die Art geschlossen habe, wie es von dem hochberühmten **Leyser** geschehen ist. Ich könnte noch mehrere dergleichen Schlüsse bilden, wenn ich mich nicht aller möglichen Kürze befleißigen müßte. Wer sollte aber wohl nicht vollständig begreifen, daß die Folge in meinem ietzt geformten Schlusse eines starken Beweises benöthiget sey. So wenig ich aber einen solchen finden können; so unmöglich wird es dem Hrn. **von Leyser** und seinen Verehrern fallen müssen, die Folge des von ihm abgefaßten Schlusses hinlänglich zu bestätigen. Ein Regent hat Rechte über die Mitglieder seines Staats, die nicht allemahl für Rechte seiner Unterthanen angesehen werden können. Hat nicht ein Staat das Recht über Leben und Tod? Wer wollte aber solches Recht einzelnen Bürgern einräumen? Einem Fürsten ist es erlaubt, einem Unterthan die Frohn- und SteurFreyheit zu schenken. Kann sich denn deswegen der Unterthan selbst frohn- oder steurfrey machen? Wer also aus dem Grunde, daß ein Staat gewisse Rechte über seine Bürger hat, unmittelbar schließt, daß sich einzelne Bürger solche Rechte gleichfals anmasen können, der begehet einen merklichen Fehler und widerspricht der Erfahrung und guten RegierungsGrundSätzen.

Es bleibt demnach diese Lehre noch unentkräftet, **daß ein Unterthan ohne Einwilligung seines Regenten den Staat nicht meiden und einem fremden Fürsten sich nicht unterwürfig machen könne.**

Man pflegt aber hier die Frage aufzuwerfen: **ob man durch die Geburth in den Provinzen eines Fürsten ein Unterthan desselbigen werde**, und ob also die bewiesene Lehre von allen denen gelte, welche in dem Staate eines Regenten das Licht der Welt erblickt haben? Der vortrefliche und zur Aufnahme nützlicher Wissenschaften unermüdet arbeitende Herr **von Justi** beantwortet diese

 Frage

Frage verneinend. Inwiefern dieser wahrhaftig große Gelehrte von Kindern redet, die zwar in den Staaten eines Fürsten auf die Welt kommen, deren Eltern aber nicht zu den Unterthanen dieses Landes gehören, insofern sehe ich völlig hinreichenden Grund vor mir, dieser Meynung Beyfall zu geben. Wenn aber die Rede von den Kindern der Unterthanen ist, wenn man fragt: ob diejenigen, welche von den Unterthanen eines Fürsten in seinen Provinzen gebohren werden, eben dadurch den Pflichten der Unterthanen unterliegen? so kann ich der verneinenden Antwort noch nicht beytreten. Ich bin von der besondern Leutseligkeit des berührten von Justi viel zu stark überzeugt, als daß ich befürchten sollte, es werde mir übel genommen werden, wenn ich die Gründe beurtheile, aus welchen dieselben ihre Meynung hergeleitet haben. Ich wage es also, die Zweifel hier vorzutragen, welche ich noch an der Vollständigkeit dieses Beweises des Herrn von Justi hege. Die Gedanken desselben sind diese: *) „Es ist falsch, wenn einige behaupten, daß die Geburth an und vor sich selbst jemand „schon zu dem Unterthan desjenigen Staats mache, wor„innen er das Licht der Welt erblicket. Die Beschaffen„heit eines Unterthans erfordert nothwendig, daß er zu „der Verbindlichkeit, die er dadurch eingeht, seine Ein„willigung durch äußerliche Handlungen erkläre, welche „vornehmlich darinnen bestehen, daß er darinnen bleibt, „und seinen beständigen Aufenthalt daselbst erwählet. „Wenn man die gegenseitige Meynung als richtig anneh„men wollte, so müste man behaupten, daß die Kinder „ohne alle Freyheit gebohren, und gleichsam dem Staa„te durch die Geburth als ein Eigenthum zugeeignet wür„den, welches nicht allein der Sclaverey sehr ähnlich, son„dern auch der despotischen Gewalt und andern ungeheu„ren Folgen Thür und Thor aufthun würde.„

*) in der StaatsWirthschaft erstem Theile, §. 324.

Es liegen in diesen Gedanken eigentlich zwey Haupt-Beweise. Der erste ist in diesem Schlusse begriffen: Wenn die Beschaffenheit eines Unterthans nothwendig erfordert, daß er zu der Verbindlichkeit, die er dadurch eingeht, seine Einwilligung durch äußerliche Handlungen erkläre, welche vornehmlich darinnen bestehen, daß er darinnen bleibt, und seinen beständigen Aufenthalt daselbst erwählet, so kann man durch die blose Geburth kein Unterthan werden, wenn auch die Eltern wirklich Unterthanen dieses Staats sind. Ich will also meine Zweifel bey diesem Beweise zuerst eröfnen. Dies will ich nicht erinnern, daß der, welcher in einem Staate ein Unterthan wird, nicht allemal willens ist, darinnen zu bleiben, und seinen beständigen Aufenthalt daselbst zu erwählen. Nur davon wünschte ich einen vollständigen Beweis zu lesen, daß ein Unterthan zu der Verbindlichkeit, die er dadurch eingeht, seine Einwilligung durch äußerliche Handlungen erklären müsse. Wie will man diese Lehre aus der wesentlichen Beschaffenheit eines Unterthans folgern. Ich verstehe unter **den Unterthanen diejenigen, welche dem Regenten als Regenten treu und gehorsam zu seyn verpflichtet sind.** Man denke nur nicht, daß sich dieser Begriff auch auf einen Vasall anwenden lasse, der doch, als solcher, kein Unterthan sey. Der LehnsMann eines Fürsten ist ihm zwar Treue und Gehorsam schuldig, allein in dieser Beziehung wird der Fürst nicht, als Fürst, sondern als Lehn-Herr betrachtet. Wie will man nun aus dieser Erklärung, die ich von einem Unterthan gebildet habe, und die mit der Erfahrung und dem RedeGebrauche vollkommen einstimmig ist, wie will man, sage ich, aus dieser Erklärung den Satz schließen, daß ein Unterthan seine Einwilligung in diesen Zustand zu erkennen geben müsse. Es scheint nicht ungereimt, einem andern zur Treue und zum Gehorsam verbunden zu seyn, ohne daß man eine äußerliche Einwilligung darein gegeben hat. Will man

 auch

auch unter den Unterthanen diejenigen gedenken, die von dem Staate ihren HauptSchutz genießen, so wird man nach diesem Begriffe eben so wenig, als nach dem vorhergehenden die Nothwendigkeit einer Einwilligung des Unterthans in diese Verbindung erblicken. Ein Regent ist auch alsdenn verpflichtet, seinen Unterthan zu schützen, wenn dieser auf keine Weise zu erkennen giebt, daß ihm an diesem Schutze gelegen sey. Es mögen aber diese geringe Erinnerungen bey dem ersten Beweise des Herrn von Justi hinreichend seyn.

Der andere Beweis dieses unvergleichlichen Mannes ist dieser: Sollten die Kinder schon durch die Geburth Unterthanen des Staats werden, so würden sie ohne alle Freyheiten gebohren und dem Staate durch die Geburth als ein Eigenthum zugeeignet. Da nun das letzte nicht bestehen kann, wenn man nicht eine Sclaverey und despotische Gewalt behaupten will, so muß auch die Bedingung ungegründet seyn. Ich gestehe gern, daß diese Gedanken von einer großen Scharfsinnigkeit erzeugt sind, und bey dem ersten Anblick das Gewicht überzeugender Gründe zu haben scheinen. Allein mir dünkt, daß sich noch einige nicht tadelhafte Erinnerungen bilden lassen. Ich kann mich noch nicht in die Richtigkeit der Folge des angegebenen Schlusses finden. Daraus, daß jemand ein Unterthan ist, kann zwar unumstößlich geschlossen werden, daß er einer Regierung unterworfen sey, und also, wie man zu reden pflegt, keine libertatem a subiectione habe. Allein man schliest gewiß zu weit, wenn man dies behauptet, daß er gar keine Freyheit besitze. Ist vielleicht sonst keine Freyheit möglich, als die libertas a subiectione? Was kann und muß nicht ein Unterthan in einem wohleingerichteten Staate vor viele Freyheiten genießen. Ich will mich nur auf die Gewissens- Gewerbe- und CommercienFreyheit berufen. Selbst der vortrefliche von Justi hat dieses deutlich eingesehen und

aus einander gesetzt. *) Wie will man endlich diese Folge in dem angeführten Schlusse rechtfertigen: Es wird jemand durch die Geburth ein Unterthan eines Staates, folglich muß er dem Staate als ein Eigenthum zugeeignet werden. So wenig ein Herr im eigentlichen Verstande der RechtsGelehrten und ein Regent einerley sind, eben so wenig kann ein Eigenthum und ein Unterthan in gleiche Classe gesetzt werden. Es ist dieses etwas sehr bekanntes. Sonst wolte ich mich mit Erläuterung desselbigen hier etwas aufhalten.

Nun halte ich es aber für nöthig, die Gründe kürzlich zu bestimmen, aus welchen ich glaube, daß die Kinder der Unterthanen eines Staats durch die Geburth in den Zustand kommen, in welchem wir sie Unterthanen nennen können. Man kann es nicht läugnen, daß die Kinder solche Früchte ihrer Eltern sind, welche die Kräfte eines Staates, der nach vollkommenen PoliceyGesetzen eingerichtet ist, verstärken müssen. Wenn nun der Staat, in welchem sie die Welt erblicken, die Oberherrschaft über ihre Eltern besitzet, und kein gegründetes Recht auswärtiger Fürsten auf dieselbigen vor sich siehet, so können wir ihm auch das Recht nicht absprechen, die Personen der neugebohrnen in das Register der zum Staat gehörigen Kräfte einzutragen, über sie zu disponiren, und sie, so bald es nur möglich ist, zum Nutzen des Staats zu gebrauchen. Es werden demnach die Kinder in einem Staate in einem solchen Zustande gebohren, in welchem sie dem Regenten, als Regenten, unterworfen sind. **Wer wollte nun wohl zweifeln, daß sie durch die Geburth Unterthanen des Staats werden.**

Wenn nun nach den vorher erwiesenen GrundSätzen der StaatsWissenschaft kein Unterthan ohne die Einwilligung seines Oberhauptes von dem Staat sich trennen darf; so erhellet daher vollkommen, daß die Verbindung

*) am angeführten Orte §. 142. seqq.

dung zwischen einem Regenten und Unterthan nicht aufgelößt wird, wenn sich dieser wider die Einwilligung des ersten dem Staate entziehet, und seine Kräfte andern Potentaten widmet. Wer mag nun wohl denken, daß in einem solchen Falle der Regent seiner Rechte verlustig werde, welche er vorher über dieses abtrünnige Mitglied seines Staates hatte?

Wenn aber auch ein Fürst seinem Unterthan die Erlaubniß ertheilet, sich in ein anderes Land zu begeben, und sich einer fremden Regierung zu unterwerfen; so kann man doch nicht ohne alle Einschränkung behaupten, daß er nun alle Rechte über diesen Unterthan verliehre. Kann nicht der LandesHerr die bestimmte Einwilligung so einschränken, daß ihm nothwendig gewisse Rechte über den nunmehr fremden Unterthan übrig bleiben müssen. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich alle Arten der Einschränkung dieser Landesherrlichen Erlaubniß erzählen wollte. Ich will zum Beyspiel nur dieser erwähnen, daß sich der Regent so wohl das ZurückberufungsRecht vorbehalten, als auch die Zeit bestimmen kann, wie lange sein Unterthan fremd bleiben soll.

Es sey endlich auch, daß der Regent in die Abreise eines seiner Unterthanen williget, ohne sich gewisse Rechte über ihn in dieser Einwilligung vorzubehalten, so wird er doch nicht gleich aller seiner Rechte verlustig, die er vorher an diesem Unterthan ausüben konnte. Kann nicht dieser in dem Staate noch Güter haben? Wird vielleicht dazu, daß sich einer unter fremde Bothmäßigkeit begiebt, nothwendig erfordert, daß er nichts unter seinem vorigen Regenten zurück lasse? Wenn nun der Fürst wegen seiner RegentenPflicht diese Güter in Schutz nehmen muß, so sehe ich auch nicht, wie man an der Gewißheit der Lehre zweifeln will, daß der Regent über seinen vorigen Unterthan, der nun ein fremdes Scepter küsset, wegen seiner zurückgelassenen Güter noch eben die Rechte besitzen müsse, die er vorher in dieser Absicht äußern konnte.

Nun

Nun wüßte ich aber weiter keinen Fall, da ein Regent über einen fremden Unterthan darum gewisse Rechte haben könnte, weil dieser seinem Regimente vorher unterworfen war. Man darf nur eine geringe Aufmerksamkeit anwenden, so wird man aus meinen vorher ausgewickelten Gedanken leicht wahrnehmen, daß ich auf alle mögliche Fälle Acht gehabt habe.

Ich bin also jetzt im Stande, diejenigen Fälle deutlich zu bestimmen, in welchen ein Fürst über fremde hohe Bedienten insofern ein Recht hat, inwiefern sie seine Unterthanen gewesen sind. Wenn der Minister ohne Einwilligung des Regenten, dessen Unterthan er vorher gewesen war, sich seinen Pflichten entzogen, und seine Person von dem Staate abgesondert hat; wenn der Minister zu seinem Entschluß, sich einem andern Staate zu widmen, eine Einwilligung von seiner ersten Obrigkeit erlanget hat, in welcher sich diese ein Recht über ihn vorbehalten; wenn endlich der Minister noch eigenthümliche Güter in den Provinzen seines vorigen Beherrschers besitzet, wenn, sage ich, einer von diesen Fällen vorhanden ist, so muß man dem Fürsten über den fremden Minister ein Recht zugestehen. Ich trage hier nichts vor, als was aus meinen schon erwiesenen Sätzen unmittelbar folget. Wenn ich hier noch Beweise beyfügen wollte, so müste ich den Lesern durch Wiederholung der Gründe beschwerlich fallen, die ich zuvor erkläret habe.

Man dürfte aber nun von mir fordern, daß ich die Rechte insbesondere nahmhaft machen solle, die sich ein Regent über fremde hohe Bedienten in der Beziehung anmasen kann, da sie als seine gewesenen Unterthanen angesehen werden. Ich soll die bestimmten Rechte erzählen, die der Fürst in den drey vorher angeführten Fällen besitzet. Ich will daher diesem Verlangen noch kürzlich Genüge thun.

Sehen

Sehen wir den andern Fall an, da dem fremden Minister zur Abreise aus dem Staate, dem er vorher unterworfen war, eine Einwilligung des Regenten ertheilet worden, worinnen sich dieser gewisse Rechte auf ihn vorbehält, so merken wir bald, daß es bloß darauf ankomme, was sich der Fürst vor Rechte über ihn ausbedungen hat. Es ist also unmöglich, bey diesem Punkte überhaupt die Rechte des Fürsten bestimmt anzugeben.

Wenn aber der fremde Minister ohne seines ersten Regenten Einstimmung aus dem Lande gezogen ist, so hat er nicht nur seine Verbindlichkeit gegen den Staat verletzet, sondern bleibt auch ein Unterthan seines vorigen LandesHerrn. Man wird mir also ohne alle Widerrede einräumen müssen, daß dem Regenten folgende Rechte über ihn zustehen:

1) das Recht, ihn wieder in seinen Staat zurückzuberufen,
2) das Recht, ihn von dem Hofe wieder zu fordern, an welchen er sich hinbegeben hat,
3) Das Recht, ihn, so bald er seiner habhaft wird, gefangen zu nehmen, und als einen Ungehorsamen zu bestrafen, wenn er den ZurückberufungsBefehl des Fürsten verachtet hat.

Hat endlich der Minister noch eigenthümliche Güter in den Landen seiner vorigen Obrigkeit, so müssen wir, vermöge der deutlichsten GrundSätze der Regierungs-Wissenschaft folgende Rechte des Fürsten über den fremden Minister vertheidigen:

1) Das Recht, den Minister anzuhalten, daß er seine Güter zum Nutzen des Staats und zum Vortheil des NahrungsStandes und der Gewerke verwalten lässet.
2) Das Recht, Steuern und Abgaben von diesen Gütern zu fordern.

3) Das Recht, diese Güter zur Cammer zu ziehen, wenn sie der Minister nicht gehörig nutzen läßt, und auch dem Staate in einem ordentlichen KaufContract nicht abtreten will.

4) Das Recht, diesen Minister vor Gericht zu fordern, wenn ein streitiger Punkt in Ansehung dieser Güter zu erörtern ist.

Dies sind nun die fürnehmsten Rechte eines Fürsten über fremde Ministers, die ihm alsdenn zukommen, wenn die Ministers als gewesene Unterthanen von ihm betrachtet werden.

Ich sollte nun **diejenigen Rechte eines Regenten bestimmen, welche er über einen fremden Minister insofern haben kann, inwiefern dieser sein Lehn-Träger gewesen ist.** Ich sollte weiter die Rechte beschreiben, die ein Potentat über fremde Ministers ausüben kann, die ihm gar nicht treu zu seyn, verpflichtet gewesen. Ich will aber hier abbrechen und die Fortsetzung gegenwärtiger Untersuchung nächstens liefern.

VIIII.

Allgemeine politische Mittel große und edelgesinnte Unterthanen zu bilden

entworfen

von

J. Rawe.

§. 1.

Das Glück, ein Mensch zu seyn, ist alsdenn erst ein wahres Glück zu nennen, wenn es sich nicht blos auf die äußere Gestalt, sondern vornehmlich

lich auf die Verdienste des Verstandes und des Herzens gründet. Der ist erst des Glückes, ein Mensch gebohren zu seyn, wahrhaftig würdig, dessen Verstand nicht durch Irrthum und Vorurtheile umnebelt ist, und dessen Wille nicht von dem eingeschränkten Triebe, sich blos als den letzten Zweck der ganzen Schöpfung zu betrachten, regieret wird; sondern der Gott und seine Pflichten richtig zu erkennen, und sein Wohlseyn mit dem Glücke seiner Mitbürger genau zu verbinden weiß. Man nennet daher denjenigen einen **kleinen Geist** und **niedrige Seele**, der blos aus Eigennutz handelt, und zufrieden ist, wenn er von seinem Verhalten nur selbst Vortheile ziehen kann; sollte auch gleich ein Tropfen eigner Zufriedenheit viel Unglück über andre ergießen. Derjenige aber ist groß und edelgesinnet, der sein Glück erst in dem Glücke seiner Mitbürger findet, und dessen Handlungen alle auf diesen Endzweck gerichtet sind, daß auch andere mit ihm zu den Gütern gelangen mögen, die sie gemeinschaftlich wünschen.

§. 2.

Betrachten wir einen Staat seinem Wesen nach, so finden wir bey demselben eine Vereinigung vieler Menschen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, um ihre gemeinschaftliche Wohlfahrt zu bewirken. Die Absicht der Einwohner eines Staats geht also auf diese gemeinschaftliche Wohlfahrt. Sind sie bemühet, zu der Erreichung derselben ihre Kräfte anzuwenden, so sind sie gute Bürger, thun sie es auf eine vorzügliche Art, so daß sie die Absicht des Ganzen beständig für Augen haben: so sind sie edelgesinnet, so sind sie groß. Wenn folglich ein Bürger die besondern Absichten, welche in der HauptAbsicht des Staats verborgen liegen, und welche besonders auf die Erlangung einer vollkommenen Sicherheit und auf den Ueberfluß der Bequemlichkeiten gehen, durch eine vorzügliche Anwendung

dung seiner Kräfte zu befördern sucht: so ist er edelgesinnet. Es erfordern aber die Beförderungen dieser Absichten gute Krieger, nutzbare Gelehrte, erfindungsreiche Künstler, arbeitsame Handwerker, nie ermüdende LandWirthe. Wenn also Unterthanen diese Bemühungen vorzüglich zum Wohl des Ganzen einzurichten suchen, so entstehen daher edelgesinnte und große FeldHerrn und Soldaten, edelgesinnte und große Gelehrte, Künstler Handwerker und LandWirthe.

§. 3.

Ist es eine durch unumstößliche Gründe unterstützte Regel: **daß je vollkommner und vorzüglicher die Mittel sind, die man zu einer Absicht brauchet, und je wachsamer die Augen eines Wirkenden sind, um die Hindernisse der Absicht zu heben, desto vollkommener alsdenn die Erreichung dieser Absicht ist:** so ist es auch unwidersprechlich wahr, daß die Absicht eines Staats desto vollkommener erreichet werde; je mehr seine Bürger edelgesinnet und groß sind. Da ist der Eifer für das Vaterland wirksam, da spornet er die Herzen an, für daßelbe ihr Leben aufzusetzen, und es für ihren Ruhm zu halten, in der Vertheidigung desselben seinen Tod zu finden. Da ist der Gelehrte nicht ein bloßer Grillenfänger, der nur aus halbvermoderten Schriften den Ursprung eines Worts zu erfinden sucht, und eine wichtige Wahrheit meynet, entdeckt zu haben, wenn er denselben gefunden hat; sondern er ist froh, wenn er seinen Mitbürgern nutzbare Wahrheiten entdecken, wenn er die Rechte des Fürsten und der Unterthanen behaupten, wenn er den LandMann lehren, den Fürsten rathen, und in dem Glücke so vieler Glücklichen sein eigen Glück finden kann. Da belebet der Witz den Künstler um die Werke der Natur, die ein Land liefert, in ihrer Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit in verschiedenen Verarbeitungen darzustellen, und durch neue Erfindungen, neue

Mittel reich zu werden, seinem Staate zu verschaffen. Da ist der Kaufmann geschäftig, durch die Ausfuhre der Schätze der Natur und der Kunst, neue Quellen des Ueberflusses in einem Lande zu eröffnen. Da ist jeder Handwerker an seinem Theile auch nicht müßig, um neue Vortheile seiner Kunst, zum Besten des Ganzen, zu entdecken, und dadurch seinem Staate die Kosten zu ersparen, die er um solche Vortheile zu erlangen, an fremde Handwerker wenden muß!, und um Fremde selbst eifersüchtig auf diese Vortheile und nach denselbigen begierig zu machen. Es ist daher gewiß, daß ein Staat alsdenn erst recht im Flore stehe, wenn seine Bürger edelgesinnet sind. Ohne Zweifel ist es daher von großer Wichtigkeit, edelgesinnete Bürger in seinem Staate zu haben.

§. 4.

Ein Fürst, der sein Glück darinnen sucht, diesen Namen mit Wahrheit zu führen, wird nie etwas unterlassen, was zum Wohl seines Staats dienet; er wird sich daher auch bemühen, seine Unterthanen edelgesinnet zu machen. Das gehet ohne verbindende und reitzende Mittel nicht an. Jene sind in den Gesetzen enthalten, die zu dem, was sie zu thun oder zu unterlassen auferlegen, zwingen, diese aber suchen durch Güter die unsern Neigungen angenehm sind, uns zu etwas zu bewegen. Die Gesetze können zwar gut seyn, um zu machen, daß Bürger nicht wider die Absicht des Staats handeln, sie sind aber nicht hinlänglich, zu machen, daß die Bürger bereitwillig werden, die Absicht des Staats durch eine besondere Anwendung ihrer Kräfte vollkommen zur Wirklichkeit zu bringen. Diese Sätze können dem nicht unbekannt seyn, der die menschliche Seele nur einiger Masen zu erkennen, sich bemühet hat. Es ist daher auch, wenn man die Bürger edelgesinnet machen will, nöthig, daß man dazu reitzende BewegungsGründe erwähle.

§. 5.

§. 5.

Man hat nach einer genauen Erforschung des Menschen gefunden, daß seine Neigungen hauptsächlich diese drey Gegenstände haben: **die Ehre, das sinnliche Vergnügen und den Reichthum.** Alle suchen zwar diesen Neigungen zugleich genug zu thun, aber wir finden auch, daß ein jeder eine LieblingsNeigung zu einem von diesen drey Gütern hat, die ihn den stärksten und letzten BewegungsGrund zu seinen Handlungen giebt. Die Mittel, die den Menschen reitzen sollen, etwas zu unternehmen, müssen ihm Güter vorstellen, die seiner Neigung gemäß sind. Sie müssen ihn daher entweder eine zu erlangende Ehre, oder ein sinnliches Vergnügen, oder die Erlangung eines Gewinstes vorstellen, wenn er die vorgelegte Absicht erreichet. Hat ein Fürst die Absicht, seine Unterthanen edelgesinnet zu machen; und erwählet er dazu reitzende Mittel, so müssen sie auch nach diesen drey Götzen der menschlichen Neigungen eingerichtet seyn. Es sind nun aber diese reitzende Mittel entweder so beschaffen, daß ein jeder Bürger dadurch erwecket wird, edelgesinnet zu seyn; oder sie sind so beschaffen, daß sie vorzüglich dienen, einem besondern Stande unter den Bürgern edle Gesinnungen einzuflößen. Ich will jene allgemeine, diese aber besondere Mittel nennen, die Unterthanen edelgesinnet zu machen. Meine Absicht ist, von jenen zu handeln.

§. 6.

Wer da weiß, daß das Exempel eine große Macht über das Gemüth des Menschen habe, und daß es sonderlich diese Macht alsdenn äußere, wenn es von solchen kommt, welchen wir zu gefallen und nachzuahmen wünschen, der wird es mir nicht verdenken, wenn ich darinn das erste Mittel finde, die Bürger edelgesinnet zu machen. Der Fürst sey selbst edelgesinnet, dies wird ein vorzügliches Mittel seyn, seinen Unterthanen gleiche Ge-

sinnungen einzuflößen. Es ist aber der Fürst alsdenn edelgesinnet, wenn er glaubet, daß er nicht regieret, um desto mehrere Macht zu haben, zügellosen Begierden zu gehorchen, sondern daß er regieret, um seine Unterthanen glücklich zu machen, und wenn er diese große Gesinnungen in allen seinen Handlungen seinen Unterthanen zu beweisen sucht; wenn er die Helden nähret, und selbst ein Held ist; wenn er die Musen schützet, und selbst ein Verehrer derselben ist; wenn er die Künstler ermuntert, und selbst mit Geschmack davon urtheilen kann, wenn er Kaufleute und Handwerker nicht verachtet, sondern auch sie als Stützen seiner Würde und seines Ansehens ansiehet. Ein tapfrer, ein gelehrter, ein huldreicher, ein väterlichgesinneter König ist die Freude seines Volks. Auf ihn ist das Auge des Helden, des Gelehrten, des Künstlers und des LandWirths gerichtet, weil sie wissen, daß er Verdienste schätzet. Um die Wette bemühen sie sich, ihre Kräfte in seinem Dienste zu verzehren, und durch neue Verdienste neue Merkmale seiner Gnade zu erhalten. So macht das Exempel des Fürsten, daß seine Unterthanen edelgesinnet sind.

§. 7.

Es wird aber das Exempel des Fürsten erst seine völlige Stärke bey den Unterthanen erreichen, wenn diejenigen, welche bestellet sind, seine Absichten auszuführen, und mit ihrem Rath ihn zu unterstützen, auch zeigen, daß sie für den Staat arbeiten, und daß nicht die niederträchtigen Begierden des Geitzes und der sinnlichen Lüste die Triebfedern ihrer Handlungen sind; sondern daß die Angelegenheiten des Ganzen ihren Fleiß erwecket, und ihre Bemühungen gereitzet haben. Der König ist unglücklich, der bey den redlichsten Gesinnungen für sein Volk, keine Werkzeuge hat, die das wirlich in Ausübung bringen, was sein edles Herz zum Besten seines Volks beschlossen hat. Seine besten Entschlüsse bleiben

entweder nur bloße Einwohner des Reichs der Möglichkeiten, oder wenn sie auch zur Wirklichkeit kommen, so sind es verunglückte Mißgeburten, die durch die Hände ungeschickter Werkzeuge zu solchen geworden sind. Kann da das Exempel die Unterthanen reitzen, wenn es durch die Thaten derjenigen, die es erhellen und den Augen derselben entdecken sollten, verdunkelt wird?

§. 8.

Sind die Unterthanen durch das Exempel des Fürsten und des Hofes gereitzet worden, die edlen Absichten desselben durch ihre Kräfte zu befördern: so müssen nun andere Ermunterungen hinzü kommen, um diese Gesinnungen lebhafter und thätiger zu machen. Man setze den Verdiensten Belohnungen. Lasset uns erst **die Belohnungen der Ehre** erwegen. Die Ehre der Verdienste ist der beste Sporn, sich Verdienste zu erwerben. Es wiederfährt uns aber dieselbe entweder bey unserm Leben, oder nach unserm Tode. Ein Fürst hat es in seiner Macht, beyde zu setzen.

§. 9.

Zu den Belohnungen der Ehre, die uns in unserm Leben wiederfahren, gehören 1) **die Titel**; 2) **die OrdensZeichen** und 3) allerhand andere **Vorzüge**, die uns von andern unterscheiden, und bey ihnen den Gedanken besonderer Verdienste erwecken. Ein Fürst muß, um seine Unterthanen edelgesinnet zu machen, diese Zeichen wohl anzuwenden wissen. Es ist beynahe zur Mode geworden, daß die Titel nicht mehr Zeichen der Verdienste sind, sondern eine Art einer neuen Schöpfung, die für Geld geschicht. Daher kommt es, daß man wirkliche Verdienste nicht mehr an den Titeln erkennen kann, und daß man die Gemüther nicht mehr durch dieselben ermuntern kann, sich nach Verdiensten zu bemühen. Man schaffe diesen Mißbrauch ab, man ertheile nur verdienst-

vollen Leuten die Titel; so wird man sich um wahre Verdienste bemühen. Wir finden bey den Alten einen besondern Gebrauch solcher Titel, die die Eigenschaften der Personen ausdrücken, denen sie gegeben wurden. **Der Tapfere, der Gerechte, der Beste, die Freude des menschlichen Geschlechts**, dies sind Titel, die man den Verdiensten dieser Art gab. Sollte es nicht angehen, daß man auch in unsern Tagen Verdienste mit diesen Titeln beehrte? Vielleicht würden dadurch die Bürger erwecket, daß sie sich um ihr Vaterland verdient machten, und wahrhaftig edelgesinnet wären. Was würde ein Soldat nicht darum thun, wenn er sähe, daß wahre Tapferkeit durch die Titel **des Helden, des Streitbaren, des Tapfern, des Muthigen**, unterschieden würde? Ein Gelehrter würde sich um nutzbare Gelehrsamkeit mehr bemühen, wenn er dadurch den Titel **des Weisen, des Vorsichtigen, des Nützlichen, des Brauchbaren, des Patriotischen** erlangen könnte. Künstler, Kaufleute, Handwerker könnten durch die Titel **des Künstlichen, des Erfinderischen, des Witzigen, des Fleißigen** gleichfalls ermuntert werden, ihrem Vaterlande durch neue Arten der Verdienste nützlicher zu werden, und der Fleiß des LandWirths würde nie ermüden, wenn seine Bemühungen durch Verbesserung der Aecker und ViehZucht ihm die EhrenNamen **des Arbeitsamen, des Verbesserers der Natur, des besten LandWirthes** zuwege brächten. Man hat auch sonst den Lastern besondere Titel zugeeignet, um die Leute, die dieselben ausüben, desto kenntbarer zu machen, und um sie abzuhalten, dieselben künftig wieder auszuüben. Auch dieser Gebrauch ließe sich in unsern Tagen anwenden, und dürfte vielleicht kein fruchtloses Mittel seyn, die Leute von Unordnungen und Vergehungen gegen ihr Vaterland abzuhalten.

§. 10.

§. 10.

OrdensZeichen könnten einen weit ausgebreiterten Nutzen haben, als sie sonst gemeiniglich zu haben pflegen. Was sollte es hindern, daß man Gelehrten, Künstlern und andern nützlichen Bürgern eben so gut besondere Zeichen der Ehre ertheilte, als Soldaten? Es dürften freylich keine Orden des güldnen Vließes oder des blauen Hosenbandes seyn, sondern ein Orden nützlicher Gelehrten, erfindungsreicher Künstler, arbeitsamer Handwerker.

§. 11.

Außer diesem fehlet es nicht an andern Vorzügen der Ehre, womit Verdienste können belohnet werden. In Rom waren die Triumphe EhrenZeichen der Tapferkeit. In Aegypten ehrte man weise Männer dadurch, daß man ihnen ein königliches Kleid anlegte, und sie in dem Wagen des Königes fahren ließ. In andern Reichen hat man eben diese Gewohnheit beobachtet. In China erhalten verdienstvolle Mandarinen und Bediente EhrenBemerkungen, welche sie in den, an ihre Untergebenen erlassenen Befehlen, ihrem Namen anhängen. Ich glaube, daß besondere Vorzüge in Kleidern, besondere Zeichen an den Häusern verdienstvoller Männer auch itzo noch im Stande wären, die Bürger zur Nachahmung zu erwecken, um durch edle Bemühungen für das Vaterland gleiche Ehre zu verdienen.

§. 12.

Die Chineser könnten in manchen Stücken unsere LehrMeister seyn, und wir könnten auch unter andern diesem weisen Volke ihre Art, öffentliche Zeitungen zu schreiben, ablernen, um dieselbe zur Ermunterung unsrer Bürger anzuwenden. Wir könnten, an statt unsre Zeitungen blos mit den äußerlichen Verrichtungen des Hofes, oder prächtigen Assambleen, den verschwenderischen Mahlzeiten, und andern nur blos die Neugier befriedigenden Begebenheiten anzufüllen, vielmehr Begebenheiten, die das moralische Leben der Bürger merkwürdig

 gemacht

gemacht haben, in denselben erzählen. Die guten und bösen Sitten, die man in einzelnen Personen bemerket, würden einer wahrheitliebenden satyrischen Feder Gelegenheit genug geben, diese Zeitungen vorzüglich nutzbar zu machen. Neue Erfindungen würden dadurch ausgebreitet, und dem Erfinder zur Ehre, andern aber zur Ermunterung, dem neugierigen Bürger bekannt gemacht werden. Ein hohes Collegium des Landes könnte die Aufsicht über diese Einrichtung haben, damit den Verdiensten keine Lästerung, den Lastern aber keine Ehre wiederführe.

§. 13.

Die Ehre nach dem Tode reitzt die Gemüther sehr; Wie viel unternehmen wir nicht, um unser Andenken bey der Nachwelt unvergeßlich zu machen? Es würde daher von nicht geringer Wichtigkeit seyn, wenn man besondere Anordnungen machte, wodurch man die Verdienste edelgesinneter Bürger zu verewigen suchte. Und vielleicht würde das Laster weniger Verehrer finden, wenn das Andenken derjenigen, die sich demselben ergeben haben, auch nach ihrem Tode durch Denkmäler zur Schande erhalten würde. Dadurch würden nicht nur Diebe und Spitzbuben, sondern auch Verläumder, Trunkenbolde, Müßiggänger und andre, welche die strenge Gerechtigkeit entwischen lässet, eine empfindliche Strafe bekommen. Man lieset itzt auf unsern KirchHöfen, an den LeichenSteinen, welche über die Gräber aufgerichtet werden, nichts weiter, als die Worte: **er lebte, nahm ein Weib und starb.** Wenn man die Anordnung machen könnte, daß an statt dieser Dinge, der moralische Charakter eines Verstorbenen mit ungeschminkter und natürlicher Farbe geschildert würde, so würde vielleicht sich mancher hüten, so viel Verächtliches, und der Würde des Menschen Unanständiges in seinen Handlungen zu zeigen. Man würde sich bestreben, ein guter Haushalter, ein frommer Vater, ein sanftmüthiger Herr, ein zärtlicher

licher EheMann, und ein für das allgemeine Beste besorgter Mitbürger zu seyn, damit diese Tugenden unsern LeichenSteinen einverleibet würden, und unser Andenken der Nachwelt zur Zierde und zur Nachahmung gereichte.

§. 14.

Verdienste könnten auch dadurch ihre Verewigung erhalten, wenn man Anstalten machte, daß der Vorschlag, den der Graf von **Teßin** in seinen Briefen an den schwedischen KronPrinzen thut, in Ausübung gebracht würde. Es steht derselbe in dem 36 Briefe des zweyten Theils. Seine Worte sind diese: **An statt vieler andern und zuweilen wenig bedeutenden EhrenSäulen, welche zum Andenken einer vermeynten wichtigen Verrichtung, oder eines theuer erkauften blutigen Sieges aufgerichtet werden, deren Umstände eigentlich zur Historie gehören, habe ich oft gedacht, daß es noch einen größern Eindruck machen dürfte, wenn man gemeinschaftliche Ehren-Gräber für diejenigen aufmauerte, die sich in der Welt einen allgemeinen großen Namen erworben haben. Auf dem einen sollte gehauen werden: Die Gruft der Helden; auf dem andern: die Ruhestätte kluger StaatsLeute; auf dem dritten: Die zusammen gelesenen Knochen der KirchenVäter; auf dem vierten: Das Grabmal nützlicher Einwohner; auf dem fünften: Das Behältniß merkwürdiger Künstler, und so weiter.** Er thut in dem folgenden einige Regeln hinzu, die die Klugheit in der Beurtheilung derjenigen, die in diesen Gräbern eine RuheStätte finden sollen, an die Hand giebt. 1) Es müßten die Pforten zu diesen Grabmälern **enge** seyn, denn sonst könnten die Günstlinge, welche in diesem Leben gelernet, sich ganz behende in die innersten Wohnungen der Fürsten durch heimliche Zugänge einzudringen, leichtlich nach dem Tode in die Behältnisse einschleichen, die ihnen gar nicht

zukommen. 2) Sich in solchen RuheStätten einen Platz zu erwerben, müßte keinesweges eine leichte und dem Gutdünken unterworfene Sache seyn. Ein jedes Volk müste einstimmig **den Ruhm desjenigen bestätigen und versiegeln, der zum Andenken und Beyspiele der ganzen Welt in solchen der Tugend und Ehre gewidmeten Grabmälern aufbehalten werden sollte.** Und alle müßten von der Beschaffenheit seyn, daß man auf ihrem LeichenSteine keine andere Ueberschrift, als **ihren bloßen Namen** bedürfte.

§. 15.

Eine beständige Erinnerung edler Thaten reizt das Gemüth zur Nachahmung, und machet, daß jeder Ehrliebender sich bemühet, gleichen Ruhm zu erhalten. Aus diesem Grunde ist es hergeflossen, daß man verdienstvollen Männern EhrenSäulen errichtet hat, die ihre Thaten und Andenken unsterblich machen. England hat dadurch sonderlich Verdienste zu ehren gewußt. Man sieht bey seinen Börsen die Statuen nützlicher Kaufleute, bey seinen Pallästen die Bildnisse der Helden, und seine Tempel bewahren in unzerstörbaren Denkmählern die Verdienste großer und erhabner Gelehrten, die Lehrer des menschlichen Geschlechts gewesen sind. Hier erhält nicht nur ein **Neuton**, sondern auch sogar auswärtige Gelehrte die verdiente Unsterblichkeit.

§. 16.

Die Mittel, wodurch man seinem Triebe zu sinnlichen Vergnügungen genug zu thun suchet, könnten gleichfalls so eingerichtet werden, daß sie die Unterthanen ermuntern, edelgesinnet zu seyn. Die theatralischen Vorstellungen sind zu dieser Absicht unvergleichlich; wenn man sich nur entschließen könnte, die Regeln für das Theater nicht so strenge zu bilden, und an statt in der Comödie

mödie nur blos das Lächerliche der menschlichen Thorheiten, und in der Tragödie das edle Betragen und das unglückliche Ende hoher Personen vorzustellen, auch die Tugenden verdienter Mitbürger, und die wahren Verdienste weiser Regenten und Minister auf den Schauplatz zu bringen, und den Bürger zum Vergnügen und zur Nachahmung vorzustellen. Man räumet der Liebe noch immer gar zu viel Platz in den theatralischen Stücken ein. Die Absicht, die alsdenn durch solche Vorstellungen erhalten wird, ist zu einfach; sie könnte vervielfältiget werden, wenn man sich entschlösse, der Liebe etwas weniger Platz einzuräumen, und dagegen andere Tugenden, und sonderlich die verschiedenen Arten der Verdienste um das Vaterland auf dem Theater erscheinen zu lassen. Dadurch würde der Bürger, indem er sich vergnüget, zugleich seine Pflicht lernen. Die Welt ist doch so gar arm an Beyspielen nicht, daß man nicht Personen finden sollte, deren löbliche Thaten, zur Verfertigung solcher Stücke Anlaß geben könnten. Fast ein jedes Land hat Leute hervorgebracht, die sich entweder durch Helden-Thaten, oder durch Gelehrsamkeit, oder durch Künste und Erfindungen gewisser Vortheile um daßelbe verdient gemacht haben. Ihr Leben, ihre Art zu handeln, die Erzählung ihrer Thaten, die Wege, welche sie bey ihren Erfindungen betreten, die Umstände, die in der Ausführung dieselben befördert, oder gehindert haben, die Ehre und die Belohnungen, die ihnen deswegen zu Theil geworden, könnten das Gemüth der Bürger reitzen, indem sie ihre Sinne vergnügten. Sollten diese Stücke ihren gewissen Nutzen haben, so müsten sie nach den Umständen eines jeden Landes eingerichtet seyn. Man könnte die Einkleidungen leicht so machen, daß die Bürger die Vortheile einsähen, die ihnen ihr Vaterland schenket, und daß sie zugleich gewahr würden, was noch fehlet, um noch glücklicher, noch zufriedner in ihrem Vaterlande zu leben. Eine solche Anordnung des Theaters würde freylich

lich andere Anstalten erfordern, als die bisher vorgekehret worden sind. Es würde eine neue Art der Bedienung entstehen, die in einem Lande nöthig wäre, für diejenigen, die solche Stücke verfertigten. Diese würden von dem PoliceyCollegio, dem die Mängel und die Vortheile eines Landes bekannt seyn müssen, ihre Nachrichten einholen müssen, wie sie ihre Stücke einzurichten hätten, um den Bürger zu dieser oder jener Unternehmung geneigt oder davon abgeneigt zu machen.

§. 17.

Wir kommen auf die dritte Art der Ermunterungs-Mittel, um die Unterthanen edelgesinnet zu machen, welche aus der Vermehrung ihrer GlücksGüter hergenommen sind. Eine weise Regierung muß edlen Thaten auch diese Belohnungen setzen. Es würde vielleicht mancher Gelehrte zu nützlichen Versuchen ermuntert werden, wenn man ihm mit den erforderlichen Unkosten beystünde. Ein Künstler, ein Handwerker würde viele Verbesserungen zu machen suchen, wenn die harte Armuth ihn nicht lehrte, nur blos ums Brod zu arbeiten. Man würde viel ausrichten, wenn man eine gewisse Summe Geldes auf die Erfindung dieser oder jener nützlicher Sache setzte, und wenn man den Fleiß der Einwohner dadurch ermunterte, daß man ihnen die Beyhülfe nicht versaget, wenn sie zum Nutzen des Staats ihre Kräfte vorzüglich anzuwenden suchen.

§. 18.

Man wird sich erinnern, daß ich nur von politischen Mitteln **edelgesinnte Unterthanen zu bilden**, geredet habe. Wollte ich die Anstalten untersuchen, wodurch die Kraft der Seele der Unterthanen in ihrem Innern gestärket wird, meinen vorgeschlagenen Bewegungs-Gründen Gehör zu geben, und edel zu leben, so müste ich die Einrichtung der Schulen und der KinderZucht vorzüglich in Betrachtung ziehen. Es ist wahr, diese

müssen

müssen den Grund legen, wenn edle Seelen in den Unterthanen sollen gebildet werden; sie werden aber dieses Werk nicht zur Vollkommenheit bringen. Es wäre zu wünschen, wenn die Mängel der Welt in diesem Stücke verringert würden. Ein Wunsch, der dem Patrioten nur gar zu oft einfallen muß, und der auch das Ende dieser Abhandlung machen soll.

X.

W. Lümmens Beantwortung der Frage:

Ob nicht mit der Lehre, daß diese Welt die beste sey, die GemüthsRuhe eines Philosophen, der bloß dem Lichte der Vernunft folget, leichter bestehen könne, als mit der entgegen gesetzten.

§. 1.

Der Streit, ob diese **Welt die beste sey**, ist so bekannt, daß niemand ein Anfänger in der Welt-Weisheit seyn kann, wenn er nicht davon unterrichtet ist. Die grösten Männer haben bisher die Lehre **von der besten Welt** angenommen und vertheidiget. Wer kennet aber auch nicht die mächtigen Feinde dieses Systems? Nicht alle haben mit gleichen Waffen gestritten. Einige haben die stärksten Beweise, wodurch die Lehre von der besten Welt unterstützet worden, angegriffen. Andere haben sich nur bemühet, diesen Satz durch die Folgen, welche aus demselben fließen sollen, verdächtig zu machen. Sie behaupten nehmlich, daß

bey der Lehre von der besten Welt keine Gemüths-Ruhe statt finden könne. Es ist meinem Vorhaben zuwider, ihre Beweise anzuführen und zu prüfen. Ich glaube nicht, daß sie diejenige Stärke besitzen, welche ihre Urheber ihnen zueignen. Ich getraue mir vielmehr darzuthun, daß die gegenseitige Lehre weit weniger vermögend sey, unsere Seele zu beruhigen. Zu dem Ende will ich die Frage untersuchen: **Ob man, wenn man annimmt, diese Welt sey die beste, leichter eine Zuversicht höchst glücklich zu werden, und folglich Ruhe der Seelen bekommen könne, als wenn man den gegenseitigen Satz vertheidiget?** Die Antwort, welche wir durch die Vergleichung bekommen werden, wird meine Meynung rechtfertigen. Ich muß also erst den Begriff **der besten und nicht besten Welt** festsetzen. Auch dieses wird nicht geschehen können, woferne nicht die Erklärung von dem, was **die Welt und das Beste** sey, ist angegeben worden.

§. 2.

Wenn man von **der Welt** redet, so versteht man darunter die Verknüpfung aller endlichen Dinge, darinnen sie zusammengenommen eine gemeinschaftliche Absicht wirken.

§. 3.

Wenn Dinge mit einander in einer Verknüpfung, und sie wirken in derselben dies, warum sie sind verbunden worden, so ist die Absicht der Verknüpfung erreicht, und die Verknüpfung ist gut. Sie wird die beste genennet, wenn keine andere Verknüpfung zur Wirklichkeit gebracht werden kann, worinn diese Absicht so vollständig erreicht wäre. Sie ist aber im Gegentheil nicht die beste, wenn noch eine andere hervorgebracht werden kann, in welcher der Endzweck vollständiger erreicht würde. Wenn wir dieses auf den Begriff der Welt anwenden; so ist die **beste Welt** die Verknüpfung aller endlichen Dinge,

Dinge, in welcher sie, zusammen genommen, die Absicht der Verbindung so vollkommen wirken, daß keine andere im Concreto möglich ist, in welcher dieselbe besser ausgeführet wird, als in dieser. Und die **nicht beste Welt** ist diejenige Verknüpfung unter allen endlichen Dingen, worinn der Endzweck, warum sie in diese Verbindung sind gesetzt worden, so erreicht wird, daß noch eine andere im Concreto möglich ist, in welcher diese Absicht vollständiger ausgeführt wird, als in dieser.

Anmerkung: Ein jeder wird es mir zugeben, daß wenn man von der **besten** und **nicht besten** Welt redet, das Wort möglich nicht in Abstrakto, sondern in Concreto müsse genommen werden. Denn wenn etwas soll wirklich gemacht werden, so muß es nicht bloß in Abstrakto, sondern in Concreto möglich seyn. Ist die Sache nur allein in Abstrakto und nicht auch in Concreto möglich, so wird sie niemals ihre Wirklichkeit erhalten. Blos in Abstrakto möglich seyn, und niemals seine Wirklichkeit erhalten können, sind alsdenn gleichgeltende RedensArten.

§. 4.

Was soll denn die Verknüpfung aller endlichen Dinge wirken, was ist die Absicht ihrer Verbindung? Ich darf diese Antwort nicht mühsam suchen. Die metaphysische Theologie zeiget mir, diese Welt habe ihr Daseyn Gott zu danken, und dieser könne nichts zur Absicht haben, als die Hervorbringung wahrer Vollkommenheiten. Die **beste Welt** ist also die Verknüpfung unter allen endlichen Dingen, in welcher so viele Vollkommenheiten bey denenselben hervorgebracht werden, daß keine andere Verknüpfung derselben in Concreto möglich ist, durch welche mehrere Vollkommenheiten gesetzt werden, als durch diese. Und die Welt ist **nicht die beste**, wenn es noch in Concreto möglich ist, daß alle endliche Dinge in eine andere Verbindung gesetzt werden, worinnen

mehrere

mehrere Vollkommenheiten bey ihnen gewirkt werden, als in dieser. Hieraus folgt, daß in der besten Welt alle Vollkommenheiten zur Wirklichkeit kommen, welche in einer Welt können wirklich gemacht werden, und daß in der nicht besten Welt einige Vollkommenheiten fehlen, welche doch in einer Welt könnten gesetzt werden, und zur göttlichen Absicht gehören.

§. 5.

Ist ein endlicher Geist in dem Zustande, worinn er die grösten innerlichen und äußerlichen Vollkommenheiten besitzt, deren er nur fähig ist, so ist er höchst glückseelig. Wie kann er aber wohl in einem solchen Zustande seyn, wenn er sich nicht innerlich bewußt ist, daß so wohl er, als auch die äußerliche Gegenstände in der übereinstimmenden Anwendung ihrer Kräfte keine Mängel zeigen? Würde ihn nicht ein Uebel begleiten, welches noch mit seinem natürlichen Triebe zur Thätigkeit streitet? Hieraus entstehet ein Mißvergnügen, und folglich ein Mangel der höchsten Glückseeligkeit.

§. 6.

Wenn der endliche Geist eine Vorstellung einer zukünftigen Sache hat, welche ein Vergnügen bey ihm erweckt, und er denkt dabey, es sey gewiß, daß er dieselbe erlangen werde, so entstehet bey ihm ein Vertrauen, oder eine Zuversicht. Er hegt also ein Vertrauen, zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen, wenn er sich vorstellt, es sey gewiß, daß er in einen solchen Zustand kommen werde, wo er sich innerlich bewußt seyn wird, daß er und die äußerliche Gegenstände, in der harmonischen Anwendung ihrer Kräfte keine Mängel haben werden (§. 5.).

§. 7.

Wie entsteht nun ein solches Vertrauen bey einem endlichen, mit Verstand und Vernunft begabten Wesen?

Ich behaupte diesen LehrSatz: **Wenn ein solcher Geist überzeugt ist, daß ein unendliches Wesen vorhanden sey, welches ihn in den Stand der höchsten Glückseeligkeit setzen könne und wolle, so bekommt er ein Vertrauen, zu derselben zu gelangen; und wenn er nicht gewiß weiß, daß Gott ihm darzu verhelfen könne und wolle, so kann er kein solches Vertrauen fassen.** Hier ist der Beweiß von dem ersten Satze. Wenn ich gewiß weiß, Gott werde meine höchste Glückseeligkeit befördern, so entsteht in mir ein Vertrauen, solche Bestimmungen zu erlangen, welche die größten innerlichen und äußerlichen Vollkommenheiten bey mir setzen. Dies ist das HauptMerkmal des Vertrauens (§. 6.). Bin ich aber überzeugt, der unendliche Gott könne und wolle mich völlig (omnimode) in einen solchen Zustand versetzen, so weiß ich auch gewiß, er werde mich unter solche Umstände bringen, wo alle äußerliche Gegenstände mit meinen innern vollkommenen Bestimmungen zur Thätigkeit, gänzlich harmonisch wirken. Denn darzu, daß ein vernünftiges Wesen seine Kraft wirklich anwende, etwas hervorzubringen, wird weiter nichts erfordert, als daß es nur wirken könne und wolle. Die Wahrheit des ersten Satzes ist also außer Zweifel gesetzt. Den zweyten beweise ich kurz auf folgende Art; Wenn niemand als Gott allein mich höchst glückseelig machen kann, so folgt, daß ich nicht gewiß seyn könne, ob mein Zustand jemals so beschaffen seyn werde, wenn ich nicht überzeugt bin, Gott werde meine höchste Glückseeligkeit befördern, fehlet aber eine solche Gewißheit meiner Erkänntniß, so spüre ich auch einen Mangel des Vertrauens (§. 6.). Die Folge wird durch die Bedingung selbst gerechtfertiget. Die Bedingung aber ist daher klar; weil kein endliches Ding und folglich blos der Unendliche die vollkommenste Harmonie der Dinge wirken kann, welche doch zur höchsten Glückseligkeit der endlichen Geister gehöret.

§. 8.

§. 8.

Ich schliesze hieraus, daß dasjenige, was mich verhindert, gewis zu glauben, Gott könne und wolle meine höchste Glückseeligkeit befördern, mich auch verhindere, ein Vertrauen zu fassen, daß mein Zustand dereinst höchstglückseelig seyn werde, und alles, was mich nicht hindert, hiervon überzeugt zu seyn, das setzt mir auch keine Hindernisse, ein solches Vertrauen zu hegen. Denn wenn die Ueberzeugung von dem, daß Gott mir Hülfe leisten könne und wolle, das einzige Mittel ist, wodurch ich ein Vertrauen bekommen kann, zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen, so folgt, daß alles dasjenige, was mich hindert, dieses zu glauben, auch dem Ursprunge einer solchen Zuversicht in mir Hindernisse setze. Die Folge ist für sich klar, und die Bedingung erhellet aus dem vorhergehenden (§. 7.). Der zweyte Satz wird nach einer kleinen Veränderung durch eben diesen Beweiß unterstützet.

§. 9.

Wir wollen jetzt einmal die Lehre von **der besten und nicht besten Welt** untersuchen. Vielleicht wird durch die eine oder die andere Lehre etwas gesetzt, welches unser Vertrauen, höchst glückseelig zu werden, unterdrückt. Es wird leicht seyn, zu beweisen, daß der Satz, **diese Welt ist die beste**, mir keine Hindernisse in den Weg lege, eine Zuversicht zu bekommen, daß ich dereinst zu dem Besitz der höchsten Glückseeligkeit gelangen werde. Es ist schon erwiesen worden, daß alles, was mich nicht hindert, zu glauben, Gott könne und wolle meine höchste Glückseeligkeit befördern, auch den Ursprung dieser Zuversicht in mir nicht verhindere (§. 7.). Ich behaupte aber, daß das erste bey der Lehre von **der besten Welt** angetroffen werde, folglich muß auch das lezte aus derselben fliessen. Die Bedingung bekräftige ich also: Welche Lehre von Gott nichts behauptet, welches seiner Allmacht, Allwissenheit und Güte Schran-

ken

ken setzt, mir auch meine höchste Vollkommenheit nicht als unmöglich vorstellt, dieselbe verhindert mich auch nicht, zu glauben, daß Gott mir helfen könne und wolle. Nun aber behaupte ich das erstere von der Lehre **der besten Welt**, folglich auch das leztere. Die Folge weiter zu beweisen, achte ich für unnöthig; die zweyte Bedingung darf meinem Ermessen nach auch nicht weiter bewiesen werden. Die erste wird auf folgende Art außer Zweifel gesetzt seyn. Wenn die Lehre von der **besten Welt** behauptet, daß Gott alles gethan habe, welches eine unendliche Allmacht, Güte und Allwissenheit thun kann, so folgt, daß diese Lehre diesen unendlichen Eigenschaften des Höchsten keine Schranken setzet. Das erste ist wahr, folglich muß auch das lezte gewiß seyn. Die Folge ist für sich klar. Die Bedingung bestätiget folgender Schluß. Wo nach dem System **der besten Welt** behauptet wird, daß GOtt eine solche Verknüpfung unter allen endlichen Dingen hervorgebracht habe, von welchen er mit Gewißheit vorhergesehen, daß durch sie so viele Vollkommenheiten wirklich werden, als durch eine Verbindung aller endlichen Dinge, welche nur in Concreto ihre Wirklichkeit erhalten kann, gewirkt wird, so folgt, daß Gott alles gethan habe, welches eine unendliche Erkänntniß, Allmacht und Güte thun kann. Die Folge ist unmittelbar, und der Beweiß der Bedingung liegt in dem Begriffe **der besten Welt** (§. 4.). Ich mache also den Schluß: **daß die Lehre von der besten Welt mich nicht verhindere, ein Vertrauen zu fassen, daß ich zur höchsten Glückseeligkeit gelangen werde.**

Anmerkung. Ich halte dafür, daß man mir weiter nichts einwenden könne, als daß man an der Möglichkeit und Gewißheit der Vorherwissenheit Gottes zweifelt. Ich glaube aber beydes auf folgende Art darzuthun: Wenn alles Zukünftige seinen metaphysischen Grund hat; wenn zweytens der Fortgang der Gründe ins Unendliche unmöglich

 ist,

ist, Gott aber diesen letzten Grund nach seinen Merkmalen auf das Deutlichste einsieht, und endlich aus diesem Grunde alles erkannt werden kann, was darinn gegründet ist, so folgt, daß Gott alles Zukünftige vom Anfang her vorhergesehen habe. Die Folge ist in den Bedingungen gegründet. Fordert jemand den Beweis der ersten Bedingung, so berufe ich mich darauf, daß alles Zukünftige zufällig sey, alles Zufällige aber seinen zureichenden metaphysischen Grund habe, weil es nicht durch seine bloße Möglichkeit wirklich werden kann. Die zweyte Bedingung wird in der allgemeinen Philosophie, die dritte aber in der natürlichen Theologie erwiesen. Die vierdte Bedingung ist deßwegen unläugbar, weil das Gegründete seinem Grunde gleich und ähnlich ist, welches ebenfalls in der allgemeinen Philosophle bekräftiget wird.

§. 10.

Wie steht es aber mit der Lehre von **der nicht besten Welt? Diese verhindert mich schlechterdings ein Vertrauen zu fassen, daß ich zur höchsten Glückseeligkeit gelangen werde, und erreget in mir Zweifel wegen meines zukünftigen glückseeligen Zustandes.** Ich beweise diesen Satz eben so wie vorher: Was mich verhindert, gewiß zu glauben, daß Gott mir helfen könne und wolle, das verhindert mich auch, ein solches Vertrauen zu fassen (§. 8.). Ich behaupte das erstere von der Lehre der **nicht besten Welt**, folglich auch das leztere. Den Untersatz unterstütze ich durch folgenden Beweiß. Welche Lehre behauptet, **daß Gott entweder einen Mangel in der Erkänntniß, oder einen Mangel in der Güte habe,** oder **daß endlich seine Macht eingeschränkt sey,** dieselbe verhindert mich auch, mit Gewißheit zu sagen, daß Gott mich zur höchsten Glückseeligkeit führen werde. Da nun wenigstens eine von diesen Bedingungen durch **die nicht beste Welt** gesetzt

setzt wird, so muß auch die Folge aus derselben fließen. Es wird niemand einen weitern Beweiß der Folge von mir fordern. Den Untersatz aber will ich noch weiter bekräftigen. Ich schließe deßwegen also: Wenn nach dem System **der nicht besten Welt** behauptet wird, daß Gott eine solche Verknüpfung unter allen endlichen Dingen gemacht habe, durch welche nicht so viele Vollkommenheiten wirklich werden, als doch in einer Welt wirklich seyn können; so folgt, daß GOtt entweder nicht eingesehen habe, was in der von ihm erschaffenen Welt folgen wird; oder daß er dieser Erkänntniß ungeachtet, entweder diejenige Welt, worinn größere Vollkommenheiten sind, nicht habe hervorbringen können, oder dieselbe nicht habe erschaffen wollen. Die Folge braucht keines Beweises, und die Bedingung ist nach dem Begriff **der nicht besten Welt** (§. 4.) unumstößlich. **Daß diese Lehre in mir Zweifel errege, ob ich auch in den Stand der höchsten Glückseeligkeit kommen werde,** wird durch eben diesen Beweiß bekräftiget.

§. 11.

Wenn die Seele sich keiner Disharmonie in ihren Kräften und anderer Dinge mit sich bewußt ist; so ist die Seele **ruhig.** Ist sie sich aber bewußt, daß eine solche Disharmonie vorhanden sey, so ist sie **unruhig.** Dies Bewußtseyn von der Abwesenheit der Disharmonie kann sich auch auf ihren zukünftigen Zustand erstrecken. Ist dieses, so ist sie auch in Ansehung ihres zukünftigen Zustandes ruhig. Wenn sie sich aber vorstellet, daß es entweder nur möglich oder gar gewiß sey, sie werde dereinst eine solche Disharmonie empfinden, so ist sie in Ansehung ihres zukünftigen Zustandes unruhig. Der Redegebrauch bestätiget diese Begriffe der GemüthsRuhe und Unruhe zur Gnüge. So ist z. E. das Meer unruhig, wenn eine Welle die andere schlägt. Es ist hingegen ruhig, wenn weder die Wassertheile sich unter sich fortstoßen, noch

durch eine äußerliche Gewalt beweget werden. Wird dieses auf den Zustand der Seele angewendet, so sieht man leicht, daß die Begriffe der GemüthsRuhe und Unruhe recht gebildet worden sind.

§. 12.

Woher entsteht denn diese Ruhe der Seele, was beruhiget unsern Geist? Ich kann nun darthun, **daß das Vertrauen zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen, den Menschen in Ansehung seines zukünftigen Zustandes ruhig mache in seiner Seele. In Ansehung seines gegenwärtigen Zustandes aber, schwächt es die Empfindung eines gegenwärtigen Mißvergnügens, vermehret ein gegenwärtiges Vergnügen, und setzt ihn aus dem Zustande, worinn er weder Vergnügen noch Mißvergnügen empfindet, unter die Umstände, wo er eines wahrhaftigen Vergnügens theilhaftig wird.** Der erste Satz wird durch folgenden Beweiß seine Gewißheit erhalten. Wenn der Mensch gewiß versichert ist, daß in seinem zukünftigen Zustande nichts disharmonisches seyn werde, so ist er auch in Ansehung seines zukünftigen Zustandes ruhig in seiner Seele (§. 11.). Wenn aber der Mensch ein Vertrauen hat, daß er die höchste Glückseeligkeit besitzen werde, so wird er gewiß versichert, daß in seinem zukünftigen Zustande nichts disharmonisches seyn werde (§. 6.). Es ist also gewiß, daß wenn der Mensch eine solche Zuversicht hegt, er auch in Ansehung seines zukünftigen Zustandes ruhig in seiner Seele sey. Um meinen zweyten Satz zu unterstützen, bilde ich folgenden Beweiß: Wenn das Vertrauen, zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen, von einem Vergnügen begleitet wird, und wenn eine von zwey gegenseitigen Empfindungen die andere entweder unterdrückt oder schwächt, wenn endlich ein zusammengesetztes Vergnügen größer ist, als ein einfaches, so sind alle Glieder des zu beweisenden Satzes wahr. Die Folge ist klar genug. Die erste Bedingung

gung wird durch den Begriff des Vertrauens unterstützt, die zweyte entlehne ich aus der Seelenlehre, und die dritte braucht keines Beweises.

§. 13.

Die Seele ist hingegen in Ansehung ihres zukünftigen Zustandes unruhig, sie wird von einem Mißvergnügen gequälet, wenn sie zweifelhaft, ob sie in Zukunft in höchstglückseelige Umstände gerathen werde. Denn ist der endliche Geist auf diese Art zweifelhaft, so stellt er sich vor, es sey möglich, daß sein zukünftiger Zustand disharmonisch seyn werde. Dies fließt unmittelbar aus dem Begriffe eines Zweifels, welcher bekannt genug ist. Eine solche Vorstellung aber macht den Menschen in Absicht auf den zukünftigen Zustand unruhig in seinem Gemüthe (§. 11.). Es ist also ein solcher Zweifel allemahl mit einem unruhigen Gemüthe verbunden. Die Wirkungen, welche dadurch im gegenwärtigen Zustande verursacht werden, sind die gegenseitigen, welche vorher (§. 12.) sind angegeben worden, und man kann den Beweiß hiervon leicht auf eine gegenseitige Art suchen.

§. 14.

Es ist nun nicht schwer, aus dem vorhergehenden den Einfluß der Lehren, von der besten und nicht besten Welt in unsere GemüthsRuhe zu bestimmen. **Die Lehre von der besten Welt verhindert uns nehmlich nicht, zur wahren Ruhe der Seelen zu gelangen.** Denn wenn die Lehre von der besten Welt mich nicht hindert, ein Vertrauen zu fassen, daß ich nach diesem höchst glückseelig seyn werde, und wenn die Ruhe des Gemüths aus diesem Vertrauen entstehet; so folget, daß die Lehre von der besten Welt mich nicht hindere, zu der Ruhe des Gemüths zu kommen. Die Folge ist unmittelbar, und das erste Glied der Bedingung ist im 9. §. das zweyte aber im 12. §. erwiesen worden.

§. 15.

Und die **Lehre, daß diese Welt nicht die beste sey, stöhret die GemüthsRuhe der endlichen Geister.** Denn wenn diese Lehre in dem Menschen Zweifel erreget, ob er auch jemals die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichen werde, und wenn solche Zweifel Unruhe des Gemüths verursachen, so folgt, daß man nicht mehr an der Wahrheit dieses Satzes, daß die Lehre von **der nicht besten Welt** unsere GemüthsRuhe stöhre, zweifeln könne. Die Folge wird durch die Bedingung erwiesen. Die Wahrheit der ersten Bedingung ist im §. 10. und der zweyten im 13. §. bekräftiget worden.

§. 16.

Wenn ich etwas unternehme und nichts da ist, welches mir Hindernisse setzt, so sagt man, daß es mir leichter werde, dieses zu bewirken, als wenn solche Hindernisse vorhanden sind. Dies ist ein GrundSatz.

§. 17.

Nunmehr bin ich im Stande, die vorgelegte Frage: **Ob nicht mit der Lehre, daß diese Welt die beste sey, die GemüthsRuhe eines Philosophen, der bloß dem Lichte der Vernunft folget, leichter bestehen könne, als mit der entgegen gesetzten,** vollständig zu beantworten, und mit triftigen Gründen zu unterstützen. Hier ist die Beantwortung: **Wenn ich das System der besten Welt annehme, so macht dies, daß es mir leichter wird, ein Zutrauen zu fassen, daß ich zur höchsten Glückseeligkeit gelangen werde, und folglich zur wahren Ruhe des Gemüths zu kommen, als wenn ich das System der nicht besten Welt für wahr halte.** Ich darf nur alle bereits erwiesene Sätze sammlen, um einen vollständigen Beweiß zu bilden. Ich schließe so: wenn die Lehre von **der besten Welt** mir keine Hindernisse setzt, ein Vertrauen zu fassen, daß ich höchst glückseelig seyn werde,

werde, und die Lehre von der **nicht besten Welt** mich allerdings hindert, ein solches Zutrauen zu fassen, so folgt, daß es mir bey der Lehre von der **besten Welt** weit leichter werde, ein solches Vertrauen zu bekommen. Die Folge erhellet aus dem 16. §. Die erste Bedingung bestätiget der 9. §. und die zweyte ist im §. 10. erwiesen worden. Den zweyten Satz beweise ich auf folgende Weise: Wenn die Lehre von der **besten Welt** mich nicht hindert, zur Ruhe der Seele zu gelangen, und die Lehre von der **nicht besten Welt** meine GemüthsRuhe hindert, indem sie dieselbige stöhret, so folgt, daß es mir leichter sey, bey der Lehre von der **besten Welt** eine GemüthsRuhe zu erhalten, als bey der entgegen gesetzten Lehre. Die Folge ist aus dem 16. §. klar, und die erste Bedingung aus dem 14. §. die zweyte aber aus dem 15. §.

§. 18.

Ich halte dafür, daß die Lehre von der **besten Welt** schon dieserwegen allein eines allgemeinen Beyfalls würdig sey. Mir werden die ersten GrundSätze, mit welchen man den Beweiß von der **besten Welt** unterstützt, täglich schätzbarer. Ich verehre blos aus dieser Ursache diejenigen, welche die Beweise, so man zur Einschränkung des Satzes **vom zureichenden Grunde**, und zur Bestätigung anderer damit verbundenen LehrSätze brauchen will, schwächen. Sie sind es, die die Schranken unserer Erkänntniß merklich erweitern. Sie sind es, die uns vermögend machen, einen ernsthaften Blick in die Zukunft zu thun. Und ihre Lehren machen den Menschen ruhig.

XI.
Untersuchung
eben derselbigen Frage
von
Joh. Matth. Greiner.

§. 1.

Ich will zur Entwickelung dieser Aufgabe folgende Punkte mir zur Untersuchung vornehmen:

1) Was will man damit anzeigen, wenn man sagt: diese Welt ist **die beste**?

2) Kann wohl mit dieser Lehre ein Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit und also eine wahre GemüthsRuhe bestehen?

3) Was wird durch die gegenseitige Lehre, daß diese Welt **nicht die beste** sey, gesetzt?

4) Kann wohl mit dieser Lehre eine wahre Gemüths-Ruhe bestehen?

5) Will ich endlich die HauptFrage selbst zu entscheiden mich bemühen.

§. 2.

Was behaupten die Vertheidiger **der besten Welt**? Ich nehme hier solche Weltweise, welche das ungezweifelte Daseyn eines unendlichen Wesens, seine höchsten Eigenschaften und die Abhängigkeit der Welt von diesem höchsten Wesen zugeben. Wenn diese behaupten: diese Welt sey **die beste**, so thun sie es in folgenden Systeme:

1) **Das unendliche Wesen hat eine unendliche Kraft**, und muß also so viele vollkommene Dinge außer sich wirklich machen, als möglich ist.

2) Gott muß also unter den endlichen Dingen eine solche Verknüpfung herfür bringen, die so vollkommen, als möglich ist.

3) Das unendliche Wesen muß also eine Welt wirklich machen, worinn so viele Vollkommenheiten angetroffen werden, als möglich sind. Da nun das unendliche Wesen den gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge wirklich gemacht hat, so nimmt man

4) an: Gott habe unter allen vollkommenen Verknüpfungen endlicher Dinge, die wirklich werden konnten, den gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge wirklich gemacht, weil er nach seiner unendlichen Vorherwissenheit eingesehen, daß in dem gegenwärtigen Zusammenhange der Dinge, in welchem nichts einem blinden Ungefehr unterworfen ist, sondern alles von einem zureichenden Grunde abhänget, die mehresten Vollkommenheiten und die wenigsten Unvollkommenheiten wirklich werden.

Was also die Begebenheiten als solche in derjenigen Welt betrift, die **die beste** ist, nehmlich in der gegenwärtigen, so muß nach diesem System die Verfügung von dem unendlichen Wesen so getroffen seyn, daß vom Anfang ihres Daseyns der folgende Zustand durch den vorhergehenden bestimmt wird. Man nennt also diese Welt nicht in dem Verstande die beste, als wenn gar keine Unvollkommenheit darinnen anzutreffen wäre; sondern da das Wort: **beste**, relativisch ist, so will man so viel damit anzeigen, die gegenwärtige Welt sey unter allen möglichen, die wirklich werden konnten, der Absicht des unendlichen Wesens am gemäßesten, und besitze diejenigen Vollkommenheiten, die in einer Reihe aller endlichen Dinge haben wirklich werden können.

§. 3.

Ich wende mich nun zu dem zweyten Punkt (§. 1.); ob nehmlich mit dieser Lehre ein Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit, und folglich eine wahre GemüthsRuhe bestehen könne? Der Begriff der höchsten Glückseeligkeit eines endlichen Geistes, soll mir zur Entscheidung der Frage dienen, **worauf es ankommt, wenn ein endlicher Geist ein Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit und folglich eine wahre GemüthsRuhe empfinden soll?** Die höchste Glückseeligkeit eines endlichen Geistes besteht in dem Bewustseyn und innerer Empfindung der grösten Uebereinstimmung äußerlicher Gegenstände mit seinen wesentlichen Trieben zur Thätigkeit gegen dieselben. Diesen Begriff kann ich hier theils aus andern Wissenschaften, theils aus dem RedeGebrauch ohne Beweis annehmen. Die gröste Glückseeligkeit besteht also in den innern angenehmen Empfindungen davon, daß weder in den Kräften des endlichen Geistes, welcher der höchsten Glückseeligkeit theilhaftig werden soll, noch in den Kräften anderer Dinge außer ihm, irgend einige Mängel statt haben. Das Vertrauen also auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit besteht in der innerlichen gewürkten Ueberzeugung des endlichen Geistes, daß er in einen solchen Zustand gewiß gelangen werde, wo jene gröste Harmonie der äußerlichen Dinge mit seinen wesentlichen Bestimmungen zur Thätigkeit statt findet.

§. 4.

Was wird nun aber erfordert, wenn ein endlicher Geist dieses Vertrauens auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit theilhaftig werden soll. Ich behaupte hier folgende Sätze: **Der endliche Geist, der ein Vertrauen auf die höchste Glückseeligkeit erhalten soll, muß von dem Daseyn und denen höchsten Eigenschaften des unendlichen Wesens überzeugt seyn, die zusammenge-**

mengenommen dieses setzen, daß das unendliche Wesen so in ihn wirken werde, daß jene innere Empfindung, von der grösten Uebereinstimmung der äußerl. Gegenstände mit seinen wesentl. Trieben zur Thätigkeit in ihm wirklich wird. Die gröste Glückseeligkeit eines endlichen Geistes besteht in der innern Empfindung der grösten Uebereinstimmung äußerlicher Gegenstände mit seinen wesentlichen Trieben zur Thätigkeit. Die gröste Glückseeligkeit eines endlichen Geistes bestehet also in der Empfindung dessen, daß in der harmonischen Anwendung seiner und anderer Kräfte keine Mängel statt haben (§. 3.). Soll dieses Platz finden, so müssen von außen in den endlichen Geist solche Wirkungen sich äußern, die die vollkommensten sind. Denn wo wir Empfindungen annehmen, da müssen allemal äußerliche Wirkungen geschehen. Die vollkommensten Wirkungen, die hier möglich sind, sind die Wirkungen des uneingeschränkten Wesens; folglich, wenn die höchste Glückseeligkeit eines endlichen Geistes Platz finden soll, so muß das unendliche Wesen den vollkommensten Einfluß in denselben äußern. Soll also ein endlicher Geist von der Erlangung seiner höchsten Glückseeligkeit eine Ueberzeugung haben, so muß er von dem Daseyn Gottes und den Eigenschaften desselbigen völlig gewiß seyn, dadurch ihn der endliche Geist als einen solchen erkennet, der ihn gewiß so vollkommen machen wird, als möglich ist.

§. 5.

Ist nun dieses Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit in einem endlichen Geiste gewirkt, so entstehet bey demselben eine wahre Ruhe des Gemüthes. Denn nun weiß der endliche Geist, daß er gewiß einmal in den Zustand kommen werde, wo die gröste Uebereinstimmung der äußerlichen Gegenstände mit seinen wesentlichen Bestimmungen zur Thätigkeit Platz haben wird. Er weiß also gewiß: 1) daß er einmal in den Zustand

stand kommen werde, wo er durch den unmittelbaren Einfluß des unendlichen Wesens lauter harmonische und zur Vollkommenheit des Ganzen abzielende Handlungen unternehmen wird. Er weiß aber auch 2) daß andere äusserliche Gegenstände seinen Trieben zur Thätigkeit keine hinreichende Hindernisse in diesem seinem Zustande setzen werden. Er ist davon überzeugt, daß er einmal in den Zustand kommen werde, wo weder in seinen noch in andern Kräften Mangel statt finden werden. Da nun diese beyden Stücke dem RedeGebrauch gemäß, die Ruhe des Gemüthes ausmachen, so folgt aus dem Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit die wahre Ruhe des Gemüthes, oder ist vielmehr mit demselben hier einerley.

§. 6.

Nachdem ich nun entwickelt habe, was überhaupt zum Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit und folglich zur wahren GemüthsRuhe gehöret; so kann ich nun auf die Frage (§. 1.) gehörig antworten: **Ob mit der Lehre von der besten Welt eine wahre GemüthsRuhe bestehen könne?** Folgender Schluß beweiset solches. Durch welche Lehre die Ueberzeugung von dem Daseyn, den unendlichen Eigenschaften, und allen zur Thätigkeit endlicher Geschöpfe abzielenden vollkommensten Wirkungen des unendlichen Wesens, nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt wird; mit dieser Lehre kann ein Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit und folglich eine wahre GemüthsRuhe bestehen, und muß nothwendig daraus erwachsen, so lange man als ein bloßer Philosoph zu Werke gehet. Das erstere behaupte ich von der Lehre von **der besten Welt.** Ich schließe also auf die Richtigkeit des letzten. Der Obersatz erhellet aus dem, was ich vorher (§. 3-5.) von dem zum Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit und zur wahren GemüthsRuhe erforderlichen Stücken gesaget habe. Der Untersatz erhellet aus dem Begrif

griff **der besten Welt** (§. 2.). Die GrundSäulen dieses Systems sind die Lehren von dem Daseyn, von der Vorherwissenheit aller zukünftigen Begebenheiten, der höchsten Güte, Weisheit und Macht des unendlichen Wesens. Es setzt ferner, daß das unendliche Wesen endlichen Geschöpfen seine Wirkungen mittheile, wenn sie derselben zu ihrer Glückseeligkeit benöthiget sind; folglich wird durch diese Lehre die Ueberzeugung von dem Daseyn, den erhabensten Eigenschaften und vollkommensten Wirkungen Gottes gar nicht aufgehoben, sondern vielmehr völlig bestärket. Folglich muß nothwendig aus dieser Lehre ein Vertrauen auf die Erlangung der höchsten Glückseeligkeit und eine wahre GemüthsRuhe entstehen.

§. 7.

Ich wende mich nun zum dritten Theil meiner Betrachtung (§. 1.), nehmlich, was man damit anzeigen will, wenn man sagt: **Diese Welt ist nicht die beste.** Wenn wir hier den Begrif desjenigen, was nicht **das beste** ist, mit dem Begriffe der Welt verbinden, so können wir leicht den Sinn dieser Frage entscheiden. Dasjenige nennet man das **nicht beste**, was nicht so vollkommen ist, als es wohl seyn könnte. Das Wort: **nicht das beste**, ist also relativisch, und bezieht sich immer auf etwas, welches in seiner Art vollkommen ist. Die Welt ist die Verknüpfung aller endlicher Dinge, darinn sie zusammen genommen, eine gemeinschaftliche Absicht bewirken. Eine Welt also, die **nicht die beste** ist, ist eine Verknüpfung aller endlichen Dinge, die noch vollkommner hat wirklich werden können. Der Mangel der Vollkommenheit in derjenigen Welt, die **nicht die beste** ist, kann nun entweder in den endlichen Dingen, als solchen, oder in ihrer Verknüpfung, oder in der Absicht, die sie gemeinschaftlich bewirken sollen, zu suchen seyn. In allen drey Fällen ist die Welt **nicht die beste** zu nennen. Wenn man also annimmt; das unendliche Wesen habe den gegenwär-

genwärtigen Zusammenhang der Dinge wirklich gemacht, der doch nicht der beste ist, so muß man behaupten, das unendliche Wesen habe nicht den vollkommensten Zusammenhang der Dinge, der doch hat wirklich seyn können, wirklich gemacht. Denn so bald wir annehmen, 1) daß diese Reihe von Dingen die vollkommenste und der Absicht ihres unendlichen Urhebers am gemäßesten sey; 2) daß also kein vollkommnerer Zusammenhang von Dingen hat wirklich gemacht werden können, als der gegenwärtige, so bald müssen wir auch zugeben, daß diese Welt in der eigentlichen Bedeutung die beste sey (§. 2.).

§. 8.

Ich will mich nicht mit gänzlicher Entkräftung der Gründe dieser Meynung beschäftigen. Ich will vielmehr meiner Absicht gemäß, (§. 1.) untersuchen, **ob mit dieser Lehre ein Vertrauen** eines **endlichen Geistes auf die Erlangung seiner höchsten Glückseeligkeit, und folglich eine wahre GemüthsRuhe bestehen könne?** Sollte bey dieser Lehre dieses Vertrauen und die GemüthsRuhe bestehen können, so müste sich mit derselben eine Ueberzeugung von dem Daseyn, den erhabensten Eigenschaften, und den zur Glückseeligkeit endlicher Dinge abzielenden vollkommensten Wirkungen des unendlichen Wesens, dadurch es völlig zureichend ist, unser größtes Wohl auf das vollkommenste zu wirken, zusammen reimen. So bald ich also werde bewiesen haben, daß durch jene Lehre diese Ueberzeugung, wo nicht von dem Daseyn, doch wenigstens von einigen höchsten Eigenschaften und den zur Glückseeligkeit endlicher Geschöpfe abzweckenden Wirkungen des unendlichen Wesens aufgehoben wird, so bald werde ich auch gezeigt haben, daß mit jener Lehre keine wahre GemüthsRuhe bestehen könne. Ich beweise jenes aber also: Wodurch eines von diesen aufgehoben wird, daß das unendliche Wesen die vollkommenste Vorherwissenheit aller künftigen Begebenheiten, eine unendliche Güte und Macht besitze, dadurch wird

die

die Lehre von den höchsten Eigenschaften Gottes aufgehoben, ohne welche wir uns Gott ohnmöglich als einen solchen gedenken können, der unsere höchste Glückseeligkeit auf die leichteste Art ungehindert befördern wird. Die beyden ersten Stücke behaupte ich von der Lehre, daß diese Welt **nicht die beste** sey. Ich schließe also das letztere richtig daraus. Der Obersatz ist für sich klar: Denn die Vorherwissenheit, die höchste Güte und Macht sind nothwendige Eigenschaften des unendlichen Wesens. Diese sind es, dadurch Gott die höchste Glückseeligkeit der endlichen Geister auf die leichteste Art befördert. Man setze nur einer von diesen Eigenschaften Schranken, oder nehme sie ganz und gar weg, so wird man sich nicht mehr versichern können, daß Gott zureichend geneigt sey, das Beste der endlichen Geister auf das vollkommenste zu befördern.

§. 9.

Den Untersatz (§. 8.) beweise ich aus dem Begriff von der Welt, die **nicht die beste** ist (§. 7.). Ist die Welt **nicht die beste**, so hat Gott entweder den möglichen bessern Zusammenhang der Dinge nicht wirklich machen können, oder nicht wirklich machen wollen. Das letzte streitet wider die unendliche Gütigkeit. Im ersten Falle ist der Grund des Unvermögens entweder darinnen, daß Gott die bösen Folgen, in der von ihm gemachten Verknüpfung nicht eingesehen, oder darinnen, daß seine Kraft unzureichend gewesen, eine mögliche Verknüpfung herfür zu bringen, in welcher keine Unvollkommenheiten waren. Jenes hebet die Vorherwissenheit Gottes auf, dieses aber setzet der Macht Schranken.

§. 10.

Wenn nun mit der Lehre, daß diese Welt **die beste** sey, vollkommen ein Vertrauen auf die zu erlangende höchste Glückseeligkeit und also eine wahre GemüthsRuhe bestehet (§. 6), mit der gegenseitigen Lehre aber eine wahre Gemüths-

müthsRuhe nicht bestehen kann (§. 7-12.), so siehet jetzo ein jeder ein, daß mit der Lehre, **daß diese Welt die beste sey, die GemüthsRuhe eines Philosophen, der bloß dem Lichte der Vernunft folget, leichter bestehen könne, als mit der entgegengesetzten.**

* *

XII.

Valentin Früchtenichts Untersuchung eben derselbigen Frage.

§. 1.

Um in der Entscheidung dieser so wichtigen und nutzreichen Frage sicher und ungezweifelt gewiß zu gehen, so muß ich vorher den eigentlichen Sinn, welchen ich mit derselben verbinde, deutlich bestimmen. Dieses aber wird nicht geschehen können, wenn nicht die Begriffe, die darinnen vorkommen, vollständig entwickelt und vestgesetzet sind. **Das erste,** was ich also untersuchen muß, ist dieses: **welches ist bey dieser Frage der eigentliche Verstand dieser beyden Sätze: Diese Welt ist die beste, und diese Welt ist nicht die beste. Das zweyte,** was ich erklären muß, ist der Begriff, den man sich von **dem Vertrauen, zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen,** und von **der GemüthsRuhe** bilden muß. Wenn ich diese beyden Absichten werde erreichet haben, so wird die HauptFrage nicht mehr undeutlich seyn können.

§. 2.

Was heißt also der Satz: **Diese Welt ist die beste?** Ich muß nothwendig, um diese Frage zu beantworten, zuerst

zuerst bestimmen, was der Ausdruck: **diese Welt** bedeutet, und darnach untersuchen, was dieses bey der Welt setze, daß sie **die beste** ist. Wenn ich untersuche, was der Ausdruck: **diese Welt**, bedeute; so fällt es gar zu leicht in die Augen, daß ich hier nichts mit der Welt **in allgemeiner Bedeutung**, in welcher sie eine Verknüpfung der endlichen Dinge, sowohl in Ansehung derer zugleich wirklichen, als auf einander folgenden Bestimmungen ist. Ich verstehe unter **der Welt** gegenwärtig diejenige Verknüpfung aller endlichen Dinge, welche ihr Daseyn hat, und ihrer ersten Einrichtung nach so bestimmt ist, daß die endlichen Dinge durch sie eine gemeinschaftliche HauptAbsicht wirken. Es machen also die Bestimmungen, die zu einer gewissen Zeit in der Welt da sind, nicht diese Welt aus. Sie gehören zu dieser Welt, und haben den Grund ihres Daseyns in derselbigen. Man kann aber von ihnen allein nicht auf die ganze Welt schliessen.

§. 3.

Was setzet aber dieses bey der Welt, **daß sie die beste ist**? Man nennet überhaupt **eine Sache besser, als die andere ihrer Art**, insofern sie zur Erreichung ihrer wesentlichen Absicht zureichender, als die andere ist. Man sagt z. E. von einer Uhr, daß sie besser, als eine andere sey, wenn sowohl die sie ausmachende Theile, als deren Bau so beschaffen sind, daß sie mir die Zeit genauer, als die andre anzeiget, und daß sie dieses länger, als jene, thut. **Was ist also die beste Welt**? Ist es nicht klar, daß es **diejenige sey, welche unter allen möglichen Welten die größte innere zureichende Möglichkeit besitzet, ihrer wesentlichen Absicht ein Genüge zu leisten.** Da nun der Unendliche der Urheber der Welt ist, welches nur die zu leugnen sich erkühnen, die sich nicht schämen, ihren eignen Ursprung zu verkennen; so kann die wesentliche Absicht derselben in nichts anders, als in der durch die Beförderung wah-

rer Vollkommenheiten verherrlichten oder ausgebreiteten Ehre Gottes gesetzt werden, weil Gott nichts anders als diese zu seiner höchsten Absicht haben kann. Dies, daß die Welt **die beste** sey, setzt also dieses: daß sie unter allen möglichen Welten die größeste innere zureichende Möglichkeit zur Beförderung wahrer Vollkommenheiten und Verherrlichung des göttlichen Namens besitzet. Was heist aber dieses anders, als sie ist diejenige, die unter allen möglichen Welten die mehresten größesten wahren Vollkommenheiten hervorbringet, die Ehre des Höchsten am meisten verkläret, oder am wenigsten verdunkelt. Was ist aber dies anders, als sie ist **diejenige Welt, die so viel Vollkommenheiten hervorbringet, als unbeschadet des Wesens einer wirklichen Welt gesetzt werden können** *); **die die Ehre ihres Urhebers so sehr verherrlichet, als es durch eine wirkliche Welt geschehen können, und also den Namen des Höchsten so wenig verdunkelt, als es durch die Beschaffenheit einer wirklichen Welt möglich ist** **).

§. 4.

Nunmehr kann ich mit leichter Mühe bestimmen, welches der eigentliche Sinn des Satzes sey: **Diese Welt ist die beste.** Er ist dieser: **Diejenige Verknüpfung aller endlichen Dinge, welche wirklich ist** (§. 2), **bringet nach der Absicht Gottes so viele Vollkommenheiten hervor, als gesetzt werden können, ohne daß die Verknüpfung aller endlichen Dinge aufgehoben wird. In ihr wird die Ehre Gottes in dem größesten Grade verherrlichet, der durch eine**

*) Baumgarten sagt § 935. seiner Metaphysik: posita huius mundi exsistentia, ponitur summa, quae in mundo esse potest, perfectio.

**) Man lese hierbey des unsterblichen Reuschens Metaphysik §. 1045.

eine wirkliche Verknüpfung aller endlichen Dinge möglich war, oder sie wird in dem geringsten Grade, der sich bey einer wirklichen Verknüpfung aller endlichen Dinge denken lässet, verdunkelt (§. 3.). Im Gegentheil heißt der Satz: Diese Welt ist nicht die beste so viel: Diejenige Verknüpfung aller endlichen Dinge, in welcher wir unser Daseyn haben, bringt nicht so viele Vollkommenheiten hervor, als gesetzt werden können, ohne daß die Verknüpfung aller endlichen Dinge aufgehoben wird. Sie verdunkelt die göttlichen Vollkommenheiten nicht in dem kleinesten Grade, in welchem eine wirkliche Verknüpfung aller endlichen Dinge sie verdunkeln könnte.

Anmerkung. Man verstehet also nicht unter der besten Welt eine solche, in welcher gar keine Unvollkommenheit statt findet, oder in welcher alle mögliche Realitäten wirklich sind. Dies hieße die Welt zu Gott machen. Nur dies will man durch die beste Welt sagen, daß die Mängel, die sich in einer Verknüpfung aller endlichen Dinge befinden können, in derjenigen, welche wirklich da ist, die wenigsten und kleinesten seyn müssen.

§. 5.

Doch ich muß, um mich in den Stand zu setzen, meine HauptFrage nachher mit desto leichterer Mühe zu beantworten, diese Sätze noch weiter zu meiner Absicht geschickt machen. Wie werde ich aber diese Absicht erreichen können, wenn ich mich nicht vorher erkläret habe, was ich unter einer Verknüpfung verstehe? was ich unter einer wahren Vollkommenheit verstehe? wie dieselbige möglich sey? und welches die höchste wahre Vollkommenheit sey, die durch eine Verknüpfung aller endlicher Dinge kann gesetzt werden?

§. 6.

Fragt man mich, was ist eine Verknüpfung? so muß ich hier den RedeGebrauch zu Hülfe nehmen.

Nach diesem sind zwey oder mehrere Dinge **in einer Verknüpfung**, wenn das eine den Grund von der Wirklichkeit eines Prädicats des andern in sich enthält. Ich will nur ein paar Beyspiele anführen, um diesen Begriff zu rechtfertigen.

Jedermann sagt von den aneinander hangenden Gliedern einer Kette, daß sie mit einander verknüpft sind. Warum? Das eine davon enthält den Grund von einem Prädicat des andern, nehmlich davon, daß dieses sich von jenem nicht trennen kann. Den Eltern schreibt man eine Verknüpfung mit ihren Kindern zu. Warum? Ich will des physikalischen Einflusses der Eltern in das Gezeugte nicht gedenken. Ich will nur dies anführen, sie enthalten den Grund von dem wirklich bestimmten Daseyn ihrer Kinder. Ich glaube also, daß der Begriff, den ich gebildet habe, ganz richtig sey.

§. 7.

Was ist aber **eine wahre Vollkommenheit?** Man sagt von einer Maschine, z. E. von einer Uhr, daß sie vollkommener, als eine andere sey, wenn sowohl die sie ausmachenden bestimmten Theile, als deren Structur so beschaffen sind, daß sie ihrer wesentlichen Absicht, die Zeit richtig anzuzeigen, länger als diese, ein Genüge leisten kann. Man sagt vom Golde, daß es vollkommener als ander Metall sey, weil es eine Bestrebung zeigt, die Dauer seines bestimmten Wesens auch gegen das Feuer länger als diese zu behaupten. Ich lege also einem Dinge insofern eine wahre Vollkommenheit bey, inwiefern dasselbe einen zureichenden Grund von der Dauer seines bestimmten Wesens enthält, oder welches einerley ist, inwiefern in demselben kein Grund von dem Untergange des Ganzen angetroffen wird.

§. 8.

Wie ist aber dieses bey einem zusammengesetzten Dinge anders möglich, als nur allein dadurch, daß Theile desselbigen gegen einander zur Thätigkeit bestimmt sind, welche durch die Verknüpfung nicht aufgehoben wird. Ich will dieses zu erweisen suchen. Findet sich in einem gewissen Ganzen ein Theil, der entweder an und vor sich unthätig ist, oder den Grund von der Unthätigkeit eines andern in sich enthält, so wird man mir zugestehen, daß dadurch in dem Ganzen ein Grund davon gesetzt wird, daß gewisse Theile in ihrer Thätigkeit gehindert werden, die durch sie sonst gesetzt wäre. Ist dieses, so folgt unmittelbar, daß diese Theile entweder ihre Thätigkeit ganz und gar verliehren, oder daß dieselbe auf eine andere entgegengesetzte Art bestimmt werde. Man nehme an, welches von beyden man will, so nimmt man den Untergang des bestimmten Ganzen an. Denn wenn jenes ist, so werden unstreitig diese unthätig gemachte Theile eben diese Wirkung bey andern annoch thätigen Theilen des Ganzen äußern müssen, und werden wir alsdenn nicht in kurzem das Ganze mit allen seinen Theilen aus seiner wesentlichen Thätigkeit gesetzt sehen? Lasset uns aber dieses annehmen, daß durch das Hinderniß, welches der Thätigkeit gewisser Theile entgegen stehet, nur dieses gesetzt wird, daß die Thätigkeit derselben auf eine entgegengesetzte Art bestimmet werde, so ist es ungezweifelt gewiß, daß dadurch wiederum durch alle Theile des Ganzen eine solche Thätigkeit fortgepflanzet werde, die der wesentlichen Thätigkeit des Ganzen und aller seiner Theile gerade entgegen gesetzet ist. Heißt dies aber nicht, das Ganze verliehrt sein bestimmtes Wesen, oder es höret auf, das bestimmte Ganze zu seyn? **Es ist also unwidersprechlich gewiß, daß ein zusammengesetztes Ding nur insofern eine Vollkommenheit besitzet, inwiefern es aus Theilen bestehet, die zur Erreichung seiner wesentlichen Absicht thätig sind, und in der**

Verknüpfung mit andern in ihrer Thätigkeit nicht gehindert werden; daß es aber insofern unvollkommen sey, inwiefern in ihm eine Unthätigkeit in Ansehung seines wesentlichen Endzwecks statt findet.

§. 9.

Itzt können wir begreifen, worinnen sowohl die höchste absolute, als relativische Vollkommenheit eines Ganzen bestehet. Es hat nehmlich ein Ganzes die grösseste absolute Vollkommenheit, wenn es aus lauter solchen Theilen bestehet, die insgesammt zu der wesentlichen Absicht des Ganzen thätig sind, in dieser Thätigkeit keine Mängel haben, und auf keine Weise in derselbigen verhindert werden. Es hat aber die größeste relativische Vollkommenheit, wenn in ihm eine größere Thätigkeit zu seiner wesentlichen Absicht angetroffen wird, als in einem andern Ganzen. Es setzet also die größeste relativische Vollkommenheit eines Ganzen dieses nicht, daß gar nichts wider seine wesentliche Absicht in ihm erfolget. Nur dieses setzet sie, daß in dem andern Ganzen, mit welchem jenes verglichen wird, der wesentlichen Absicht mehr Hindernisse entgegen sind, als in diesem.

§. 10.

Sollte aber wohl die gesetzte Thätigkeit der Theile bey einem Ganzen möglich seyn? Ich muß dieses nothwendig beweisen, wenn ich mich nicht des Fehlers schuldig machen will, etwas für eine Vollkommenheit auszugeben, ohne dessen Möglichkeit darzuthun. Gesetzt also, sie wäre unmöglich, so müßte der Grund von der Unmöglichkeit entweder darinnen liegen, daß ich mehrere Theile bey dem Ganzen annehme, oder darinne, daß ich diese mir in einer Verknüpfung gedenke. Wer das erstere annehmen wollte, der müßte wider alle Begriffe streiten. Ist es denn etwa unmöglich, daß alle meine angenom-

mene Theile zur Thätigkeit hinreichend bestimmt sind? Wer wird aber dies behaupten können, ohne anzunehmen, daß zwischen dem Begriffe eines Theils von einem Ganzen und dem Begriffe der Thätigkeit ein Widerspruch wäre? Wer siehet aber nicht die Falschheit dieses Satzes? Wir wollen also sehen, ob das zweyte vertheidiget werden kann. Vielleicht hebt die gesetzte Thätigkeit der Theile eines Ganzen den Begriff der Verknüpfung auf. Auch dieses kann man nicht behaupten, wenn man dieses nicht für unmöglich ansehen will, daß mehrere Dinge durch ihre Thätigkeit der Grund davon seyn können, daß sich in einem andern ein gewisses Prädicat befindet (§. 6.), welches seinen innern Bestimmungen zur Thätigkeit gemäß ist. Ich denke aber, daß die Möglichkeit dieses Satzes für sich klar ist. Es ist also gewiß, daß bey einem Ganzen überhaupt eine solche Thätigkeit aller Theile möglich ist, dadurch die wesentliche Absicht desselbigen gewirket wird. Mithin ist es dem Begriffe eines Ganzen, überhaupt betrachtet, nicht zuwider, eine wahre Vollkommenheit zu besitzen (§. 9.).

§. 11.

Inwiefern mehrere Dinge so verknüpft sind, daß sie zu einer gemeinschaftlichen Absicht abzielen, und einander in ihrer Thätigkeit zu derselbigen keine Hindernisse entgegen setzen: insofern ist unter diesen Dingen eine **Harmonie**. Der RedeGebrauch und die Erfahrung bestätigen diesen Begriff. Ich rede alsdenn in der Music von einer Harmonie, wenn alle Töne in mein Gehör so wirken, daß keiner das Angenehme aufhebet, welches durch die andern gesetzt war. Ich sage alsdenn von einer gewissen Gesellschaft von Leuten, daß sie in einer Harmonie stehen, wenn keiner unter ihnen das zu verhindern sucht, was der andere unternimmt, ja wenn vielmehr ein jeder unter ihnen, dem andern in seinen Unternehmungen auf alle ihm mögliche Art behülflich ist.

§. 12.

Es hat demnach ein gewisses Ganze in Ansehung aller übrigen von der Art die grösseste Vollkommenheit, wenn in ihm eine grössere Harmonie ist, als in allen übrigen, und wenn nur der kleinste Mangel einer vollkommenen Harmonie in ihm zu finden ist (§. 11. 9.)

§. 13.

Welches ist nun wohl die höchste wahre Vollkommenheit, die bey einer Verknüpfung aller endlichen Dinge möglich ist? Itzt bin ich vermögend, eine vollständige Antwort hierauf zu geben. Es bestehet nehmlich die grösseste Vollkommenheit, die bey einer zur Verherrlichung der göttlichen Vollkommenheiten gebildeten Verknüpfung aller endlichen Dinge möglich ist, darinnen, daß unter denen mit einander verknüpften Dingen die grösseste Harmonie, oder doch nur der kleineste Mangel derselbigen angetroffen wird, die in einer Verknüpfung aller endlichen Dinge seyn können. Da nun aber alle endliche Substanzen Kräfte sind, so muß die grösseste Vollkommenheit, die sich in einer Verknüpfung aller endlichen Dinge befinden kann, in der allergrössesten Harmonie aller endlichen Kräfte bestehen, die sich in einer Verknüpfung aller endlichen Dinge befinden kann. Es muß in dieser Verknüpfung weniger Harmonie der Kräfte fehlen, als in einer jeden andern, und wo sie fehlet, da muß sie doch die kleinste seyn, die in einer Verknüpfung aller endlichen Dinge möglich ist.

§. 14.

Ich habe nunmehro meine erste Absicht erreichet, ich habe mich in den Stand gesetzet, vollständig zu bestimmen, was durch den Satz: **Diese Welt ist die beste,** und durch den entgegen gesetzten Satz: **Diese Welt ist nicht die beste,** gesetzt werde. Ich habe nehmlich erwiesen, daß diese Welt alsdenn erst **die beste** heißt, wenn sie

sie in ihrem Innern zureichend bestimmt ist, die höchste Vollkommenheit zu bewirken, die bey einer Verknüpfung aller endlichen Dinge möglich (§. 3. und 4.). Ich habe auch erwiesen, daß diese höchste Vollkommenheit darinne gesetzt werden könne und müsse, daß die endlichen Kräfte in der grösten Harmonie stehen, die nur in einer Verknüpfung aller endlichen Dinge seyn kann, und daß nur der kleinste Mangel von der Harmonie unter ihnen ist, der sich in einer solchen Verknüpfung befinden kann. (§. 13.). Wer wird mich also eines Fehlers schuldig halten können, wenn ich nunmehro den Satz: **Diese Welt ist die beste,** so auslege: **Diejenige Verknüpfung aller endlichen Dinge, welche durch die Kraft Gottes wirklich worden, ist in ihrem Innern zureichend bestimmt, die grössete Harmonie der endlichen Dinge, die in einer wirklichen Welt, nach der Vorhersehung Gottes und den darinnen angewendeten Kräften der endlichen Dinge gemäß statt finden kann, hervorzubringen, oder nur den kleinsten Mangel an Harmonie ihrer Theile zu besitzen** *). Und was heißt alsdenn der entgegengesetzte Satz: **Diese Welt ist nicht die beste,** anders als dieses: **Diejenige Verknüpfung aller endlichen Dinge, welche wirklich ist, ist in ihrem Innern nicht zureichend bestimmet, die grössete Harmonie der endlichen Dinge hervorzubringen, die in einer Welt seyn kann, und nur den kleinsten Mangel an Harmonie zu besitzen. Sie ist vielmehr so eingerichtet, daß in ihr Mängel und Disharmonien zu finden sind, welche wider ihre wesentliche Absicht streiten, und des Wesens einer Welt unbeschadet doch weg seyn könnten.**

*) Baumgarten saget in seiner Metaphysik §. 936. In hoc mundo est maxima, quae esse potest, harmonia.

§. 15.

Jetzt wende ich mich zu dem zweyten HauptBegriff, den ich mir zu entwickeln vorgenommen habe. Es ist der Begriff von der GemüthsRuhe. Die aufgeworfene Frage erkläret sich selbst, daß sie darunter am gegenwärtigen Ort das Vertrauen, zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen, verstehe. Ich habe deswegen zu untersuchen, was die Glückseeligkeit sey, und wenn man diese die höchste nennen kann. Ich glaube dem RedeGebrauch und der Erfahrung völlig gnug zu thun, wenn ich **die Glückseeligkeit eines vernünftigen Wesens** darinn setze, daß es sich in dem Zustande eines wahren Vergnügens befindet. Wenn nun aber das wahre Vergnügen aus der innern Empfindung von dem Besitz wahrer Vollkommenheiten herstammet, so müssen wir die Glückseeligkeit überhaupt in der innern Empfindung von dem Besitze wahrer Vollkommenheiten setzen. Da nun bey einem endlichen Geiste diese Empfindung nicht wesentlich ist: so erhellet, daß ein endlicher Geist nur insofern glückseelig zu nennen sey, inwiefern er Wirkungen an sich empfindet, die ihm den Besitz wahrer Vollkommenheiten vorstellen, und also mit seinen wesentlichen Trieben zur Vollkommenheit harmonisch sind.

Anmerkung 1. Ich weis es, daß große Gelehrte dem Begriffe der Glückseeligkeit viel engere Schranken setzen. Sie setzen dieselbe in der Empfindung der Uebereinstimmung der willkührlichen Handlungen mit den wesentlichen Trieben zur Vollkommenheit. Sie glauben, daß man ohne diese Bestimmungen die Glückseeligkeit mit der Vollkommenheit verwirre, und den Unterschied nur blos in den Gegenständen setze, darinn sich diese befindet. Sie meynen also, daß man, um gründlich zu verfahren der Glückseeligkeit eine innere Bestimmung beylegen müsse, die sich aus dem begreifen lässet, wodurch ein vernünftiges Wesen vor andern einen Vorzug hat. Sie glauben, dieses sey das Vermögen willkührlich zu

handeln

handeln. Es sey meinen geringen Kräften erlaubet, die Meynung dieser großen Männer zu prüfen. Mich deucht, man verwirret keinesweges die Glückseeligkeit mit der Vollkommenheit, wenn man dieselbe in der Empfindung, die ein vernünftiges Wesen von einer Vollkommenheit hat, setzet. Ist denn ein Object, das man empfindet, und die Empfindung, die man davon hat, etwa einerley? Wie wird man dieses behaupten können? Ich räume es ein, die Glückseeligkeit muß eine innere Bestimmung haben, die sich aus dem, wodurch ein vernünftiges Wesen vor andern einen Vorzug hat, begreifen läßt. Aber woher will man denn beweisen, daß dieses nichts anders, als die Willkührlichkeit seyn könne? Ist denn etwa das Vermögen eine Harmonie, als solche, den Besitz wahrer Vollkommenheiten, als solcher, zu empfinden, oder sie so zu empfinden, daß man dadurch gewiß weis, dies sey eine Harmonie, dies sey eine wahre Vollkommenheit, ist vielleicht dieses Vermögen so beschaffen, daß es auch andern als vernünftigen Dingen zukommen könne? Der RedeGebrauch zeiget es mir gar zu deutlich, daß man auf diese Bestimmung bey der Glückseeligkeit sehen müsse. Wenigstens bin ich überzeuget, daß man das Wort Glückseeligkeit zehnmal gebrauchet, ohne daß einem die Willkührlichkeit, geschweige gar mit Ausschließung aller andern Dinge einfallen sollte. Sagt man nicht von Freunden, deren einer immer so handelt, wie er weiß, daß es dem andern angenehm ist, daß einer des andern seine Glückseeligkeit befördere? Sagt man nicht von einem angenehmen tugendhaften Weibe, daß sie ihren Mann glückseelig macht? Sind aber diese Ursachen der Glückseeligkeit nicht äußere Gegenstände? Ich kann daher nicht umhin, meine Meynung zu behalten, und meinen gegebenen Begriff für vollständig anzusehen.

Anmerkung 2. Doch ich habe es nur auf eine Zeitlang angenommen, daß die Willkührlichkeit (spontaneitas) eine solche

Bestim-

Bestimmung sey, wodurch ein vernünftiges Wesen vor andern einen Vorzug hat. Ich habe dieses gethan, um zu zeigen, daß dennoch mein Begriff von der Glückseeligkeit richtig wäre. Nunmehr aber leugne ich auch diesen Satz, und zwar aus folgendem Grunde: Wenn die Willkührlichkeit auch unvernünftigen Thieren zukommt, so folgt, daß sie keine solche Bestimmung seyn könne, dadurch ein vernünftiges Wesen vor andern einen Vorzug hat. Ich schließe von der Wahrheit des erstern auf die Wahrheit des letztern. Die Folge ist für sich klar. Die Bedingung erhellet nicht allein aus dem RedeGebrauch und der Erfahrung auf das klärste; sondern sie wird mir auch selbst von den großen Gelehrten, denen meine Beschreibung von der Glückseeligkeit nicht gefallen will, zugegeben.

§. 16.

Wenn kann man nun aber die Glückseeligkeit eines endlichen Geistes die höchste nennen? Da die Glückseeligkeit eines solchen Geistes in der Empfindung der Harmonie äußerlicher Gegenstände mit seinen Trieben zur Thätigkeit bestehet (§. 15.), so siehet jedermann leicht, daß sie desto größer ist, je größer die Harmonie ist, die man empfindet. Ich glaube also, daß ich mit Recht die höchste Glückseeligkeit eines endlichen vernünftigen Wesens darinnen setzen könne, daß es in seinem Innern die größeste Harmonie der äußerlichen Dinge mit seinen Bestimmungen zur Thätigkeit fühlet. Ich habe demnach ein Vertrauen, zur höchsten Glückseeligkeit zu gelangen, und also in Ansehung meines künftigen Zustandes ein ruhiges Gemüth, wenn ich das Vertrauen habe, daß ich zu dem Zustande gelangen werde, da ich in meinem Innern die größeste Harmonie der äußerlichen Gegenstände mit meinen Bestimmungen zur Thätigkeit fühlen werde.

§. 17.

Nunmehr bin ich im Stande, den Sinn der Haupt-Frage in dieser Abhandlung deutlich zu bestimmen. Ich darf anjetzo statt der Wörter nur die letzten Begriffe nehmen, die ich mir §. 14. und 16. zubereitet habe. Die Frage ist alsdenn folgende: **Mit welchen von diesen beyden Sätzen kann bey mir, wenn ich als ein Philosoph nachdenke, am leichtesten ein Vertrauen bestehen, daß ich einmal zu dem Zustande gelangen werde, da ich in meinem Innern die größeste Harmonie der äußerlichen Dinge mit meinen Trieben zur Thätigkeit fühlen werde:** aus diesem? **Diejenige Verknüpfung aller endlichen Dinge, welche wirklich ist, ist in ihrem Innern zureichend bestimmt, die vollkommenste Harmonie der endlichen Kräfte hervorzubringen, die nur in einer wirklichen Verknüpfung endlicher Dinge der Anwendung ihrer Kräfte und den göttlichen Vollkommenheiten gemäs nach der Vorhersehung Gottes möglich ist, und so wenig Disharmonisches zu besitzen, als in einer solchen Verknüpfung seyn kann;** oder aus dem entgegen gesetzten? **Diejenige Verknüpfung aller endlichen Dinge, welche vorhanden ist, ist in ihrem Innern nicht zureichend bestimmt, die vollkommenste Harmonie hervorzubringen, die in einer wirklichen Welt nach der Vorhersehung Gottes seyn konnte. Sie hat vielmehr weit mehr Disharmonisches, als nach der Absicht Gottes in einer solchen Verknüpfung seyn sollte.** Würde ich nicht einen jeden, der nur ein wenig zu denken gewohnt ist, beleidigen, wenn ich ihm mit einer Antwort auf diese Frage beschwerlich seyn wollte? Ich wenigstens glaube überzeugt zu seyn, daß die Antwort aus den bloßen Ausdrücken klar ist.

XIII.

Joh. Nicol. Weisers Beantwortung eben derselbigen Frage.

§. 1.

Es ist nicht leicht eine Wahrheit, die sich mehr Feinde zugezogen, und größern Widerspruch gelitten, als die **Lehre von der besten Welt**, die uns ein unsterblicher **Leibnitz** in seinem vortreflichen Buche, die **Theodicee** genannt, erst recht hat kennen gelehret. Der Theolog sowohl als der Philosoph haben sich um die Wette bemühet, sie aus dem Reiche der Wissenschaften zu vertilgen. Es lässet sich fast keine Art und Weise mehr gedenken, einen Satz zu bestreiten, der nicht bey diesem wäre angewendet worden: **Diese Welt ist die beste.** Man hat sich bemühet, und man ist noch nicht müde, allerhand Folgen zu bilden, um diese Lehre anzuschwärzen, und jedermann verhaßt zu machen. Man sucht sie als eine **Lehre vorzustellen, bey der gar keine GemüthsRuhe statt haben könne.** Wenn diese Beschuldigung gegründet wäre; so würde ich, ich gestehe es, nicht einen Augenblick Anstand nehmen, sie, so ein großer Freund ich von ihr bin, zu verlassen und zu verabscheuen. Allein, wenn ich erwege, daß man diese Beschuldigung entweder mit gar keinen Gründen unterstützet, oder daß doch die Gründe, wenn man ja noch einige hinzugefügt hat, viel zu schwach sind, als daß sie das beweisen könnten, weswegen sie beygebracht werden; so muß ich auch das gestehen, daß ich noch zur Zeit keinen hinreichenden Grund habe, zu denjenigen überzutreten, die da glauben: **Diese Welt sey nicht die beste.** Man schließet, um erwehnte Folge zu rechtfertigen, so: **wenn**

es wahr ist, daß 1) alle Veränderungen und Begebenheiten dieser Welt zu dem Wesen der besten Welt gehören, oder die beste Welt mit ausmachen, und also in derselben nothwendig sind, und wenn es 2) aus der göttlichen Offenbahrung unwidersprechlich gewiß ist, daß eine nicht geringe Anzahl der Bürger dieser Welt höchst unglückseelig werden; so folgt, daß es zur besten Welt gehöre, daß einige unter den Menschen verdammt werden. Ist aber dieses, so folgt ferner, daß ein Mensch bey der Lehre von der besten Welt zweifeln müsse, ob er jemals zur höchsten Glückseeligkeit kommen werde, und daß also mit der Lehre von der besten Welt keine wahre GemüthsRuhe bestehen könne. Nun schließet man von der Wahrheit der Bedingungen auf die Wahrheit der Folgen. So vielmal ich auch diesen Beweis gehöret, und demselben nachgedacht habe; so ist es mir doch noch nicht möglich gewesen, die Stärke darinn zu finden, die man von einem guten Beweiß fordern kann, und die ihm von denjenigen, die dadurch die Lehre von der besten Welt zu bestreiten suchen, zugeeignet wird. Ich gebe es zu, daß es nach der Meynung dererjenigen, welche die beste Welt annehmen, zur besten Welt gehöre, daß einige unter den Bürgern derselben der göttlichen Absicht zuwider handeln, und sich in ein großes Elend stürzen, oder daß ich mich recht ausdrücke, es ist wahr, die Vertheidiger der besten Welt glauben, es sey in derjenigen Welt, welche unter allen möglichen die beste ist, nicht zu vermeiden gewesen, Menschen zu erschaffen, deren einige die Mittel zur Glückseeligkeit verachten, und folglich unglückseelig werden. Wie folgt aber dies daraus, daß die Lehre von der besten Welt die GemüthsRuhe stöhre? Wer ein ernstliches Verlangen hat, glückseelig zu werden, den versichert die göttliche Offenbarung, die allerdings zur besten Welt gehöret, daß er Gnade bey Gott erlange, mithin kann

die

die Lehre von **der besten Welt** einen Menschen von dieser GemüthsBeschaffenheit nicht unruhig machen. Wer aber kein ernstliches **Verlangen** nach seiner höchsten Glückseeligkeit hat, der wird durch den Gedanken, daß diese Welt, in welcher er kein ernstliches Verlangen hat, glückseelig zu werden, **die beste** sey, nicht wahrhaftig unruhig. Will man sagen, die Unruhe rühre daher, weil man, so groß auch das Verlangen nach der Glückseeligkeit sey, nach der Lehre von **der besten Welt** nicht wissen könne, ob man nicht zu der Zahl derer gehöre, die unglückseelig werden; so leugne ich dieses gänzlich. Denn gehöret nicht die Offenbarung mit zur **besten Welt**, und sagt mir diese nicht: **wenn du den Glauben hast, und Liebe übest; so wirst du ganz gewiß höchst glückseelig werden?** Versichert sie mich nicht, daß wenn ich mich auf die von Gott vorgeschriebene Art verhalte; so will er mir den Glauben schenken. Kann ich also nicht gewiß wissen, ob ich glückseelig werden werde, oder nicht? Doch wie ungegründet diese Beschuldigung der Lehre von **der besten Welt** sey, dies wird noch mehr aus der Beantwortung der aufgegebenen Frage erhellen, als welche mich zu untersuchen auffordert: **Ob man bey der Lehre: diese Welt ist die beste, leichter ein Vertrauen, daß man einst höchst glückseelig werde, und folglich eine wahre GemüthsRuhe hegen könne, als bey der entgegengesetzten: diese Welt ist nicht die beste.**

§. 2.

Nie werde ich aber diese Frage gehörig, nie glücklich beantworten, wofern ich nicht vorher untersuche, **worinn die Lehre von der besten Welt bestehet, was die entgegen gesetzte Lehre, diese Welt ist nicht die beste, eigenthümliches hat, und worinn die höchste Glückseeligkeit eines endlichen Geistes zu setzen ist.**

§. 3.

Alle diejenigen, die die Lehre von **der besten Welt** vertheidigen, behaupten einmüthig, daß sie unter allen möglichen Welten, die wirklich seyn können, diejenige sey, darinn Gott unter allen endlichen Dingen eine solche Verknüpfung gemacht, von welcher er mit Gewißheit vorhergesehen, daß in derselben die mehresten und größesten Vollkommenheiten wirklich werden, die außer ihm möglich sind. Der Grund, warum sie dieses behaupten, ist kürzlich der, weil sie in den Gedanken stehen, daß es mit den erhabensten Eigenschaften des allervollkommensten Wesens streite, eine Welt zu erschaffen, in der nicht so viele Vollkommenheiten zur Wirklichkeit kommen, als möglich sind, und etwas wirklich zu machen, wobey es seine vollkommenste Absicht nicht erreichen sollte.

§. 4.

Nach der Meynung dererjenigen aber, die dieser Lehre nicht beypflichten, erhalten in der Welt, die wirklich ist, nicht so viele Vollkommenheiten, als möglich sind, ihr Daseyn; vielmehr lässet sich ein vollkommnerer Zustand derselbigen gedenken, als wirklich vorhanden ist; und ist also diese Welt die beste nicht, die wirklich seyn können. Das allervollkommenste Wesen faßte, so denken die Vertheidiger dieses Systems, den freyen Entschluß, eine Welt zu machen. Dieser Entschluß ward von ihm ausgeführet, es ward eine Welt wirklich, die ihres großen und erhabnen WerkMeisters vollkommen würdig war, **die beste, die vollkommenste Welt**, die sich nur gedenken lässet. Alles war von dem weisesten Schöpfer derselben so eingerichtet, daß er hoffen konnte, seine höchstgütige Absicht zu erreichen, die einzig und allein dahin abzielete, seine Geschöpfe so glückseelig, als möglich, zu machen. Allein der Unendliche, der Allervollkommenste verfehlete seiner Absicht. Der vorhergehende Zustand in der Welt war kein zureichender Grund von

allen folgenden Begebenheiten. Ein Theil der WeltBürger lehnete sich wider den Allmächtigen auf. Eine gewisse Art von freyen Geschöpfen wendete seine von der Hand des Herrn erhaltene Freyheit **ohne allen Grund** zum Bösen an, und bewirkte dadurch nicht nur seine eigene Unglückseeligkeit, sondern auch in dem ganzen Welt-System eine solche Unordnung, die die Allmacht des Unendlichen völlig wieder auszubessern, zu ohnmächtig ist. Die Disharmonie, die sich dadurch über das Ganze verbreitet, ist so beträchtlich und von so erstaunenden Folgen, daß der Weiseste kaum noch den tausendsten Theil seiner ersten Absicht erreichen kann.

§. 5.

Jetzt kann ich mich der Untersuchung nähern, worinn die wahre Glückseeligkeit eines endlichen Geistes bestehe. Schlage ich die Schriften der Gelehrten auf, um mir diese Untersuchung zu erleichtern; so werde ich gewahr, daß sie, wenn sie bestimmen wollen, worinn die wahre Glückseeligkeit eines endlichen Geistes zu setzen sey, nicht mit einander einig sind. Hier lese ich diesen Begriff: **Die Glückseeligkeit eines endlichen Geistes bestehet in der wahren GemüthsRuhe, und diese in der innern Empfindung, daß er seine willkührlichen Kräfte in einer Uebereinstimmung mit seinen wesentlichen Trieben zur Vollkommenheit angewendet habe.** Dort finde ich die Glückseeligkeit auf eine andere Art geschildert, man meynet nehmlich: **ein endlicher Geist sey nur alsdenn in dem Besitz einer wahren Glückseeligkeit, wenn er es empfindet, daß die Dinge, mit denen er in einer Verknüpfung stehet, mit seinen Trieben zur Thätigkeit harmonisch wirken, so daß aus dieser Empfindung bey ihm ein Vergnügen erwächset.** Wem soll ich hier beypflichten? Ist es gewiß, daß man Begriffe von der Art, wie der gegenwärtige ist, aus der Erfahrung und dem RedeGebrauch

brauch erfinden und beurtheilen müsse; so glaube ich Grund zu haben, jenen als einen unvollständigen zu verwerfen, diesen aber als einen vollkommen richtigen anzusehen, und ihn bey meiner dermaligen Untersuchung zum Grunde zu legen. Denn wer besinnet sich nicht, aus dem Munde der Sterblichen oft solche Klagen gehöret zu haben: **wie erwünscht, wie glückseelig würde doch mein Zustand seyn, wenn mich nicht ein Neidhard verfolgte, meine Ehre auf alle Art zu kränken suchte, und mich fälschlich belöge! wie glückseelig,** ruft ein anderer, **würde mein Zustand seyn, wenn mir meine Ehe nicht so viel Mißvergnügen brächte, wenn mein Weib, das täglich raset, wenn meine ungerathene Kinder sich nicht gleichsam um die Wette bemüheten, meine mühsam erworbene Güter zu verschwenden! wie glückseelig,** klagt ein dritter, **würde ich seyn, wenn mir mein siecher Körper nicht so viele schlaflose Nächte verursachte!** Wären keine Verläumder, keine bösen Weiber, keine ungerathene Kinder, keine Verschwender, keine Krankheiten in der Welt; so würden wir unserer Glückseeligkeit nahe seyn. Beweisen nicht diese Klagen, sie mögen übrigens beschaffen seyn, wie sie wollen, zur Gnüge, daß man keinen richtigen, keinen vollständigen Begriff von der Glückseeligkeit eines **endlichen Geistes** bilden werde, woferne man nicht dabey auf die äußern Gegenstände, die auf denselben wirken, sein Augenmerk richtet. Die Seele eines Menschen müßte aufhören, das zu seyn, was sie ist, sie müste angenehme Empfindungen haben können, wenn die Dinge, die sie umgeben, auf eine bittere und unangenehme Weise in dieselbige wirken, oder es ist unmöglich, daß da die wahre Glückseeligkeit statt haben könne, wo noch Vergnügen und Mißvergnügen mit einander abwechseln. Nein, die wahre Glückseeligkeit **eines endlichen Geistes** bestehet in dem Vergnügen, das die Empfindung der harmonischen Wirkung der äußern Gegenstände mit seinen wesentli-

chen Trieben zur Thätigkeit darreicht, oder dann ist ein endlicher Geist als solcher in dem Besitz einer wahren Glückseeligkeit, wenn er es sich bewust ist, daß die äußerlichen Gegenstände mit seinen Trieben zur Thätigkeit harmoniren, so daß aus diesem Bewustseyn ein Vergnügen bey ihm entsteht.

§. 6.

Ist aber dieser Begriff, den ich in dem vorhergehenden Spho angegeben, der wahre Begriff der Glückseeligkeit, so folgt daraus unwidersprechlich

1) **daß die höchste Glückseeligkeit, wozu ein endliches vernünftiges Wesen gelangen kann, darinn bestehen müsse, daß es ein inneres Gefühl davon hat, daß sich sowohl bey ihm, als bey denen Dingen, mit welchen es verknüpft ist, in der harmonischen Anwendung ihrer Kräfte keine Mängel finden.**

2) **Daß bey einem endlichen Geiste kein inneres Gefühl deßjenigen Vergnügens möglich, welches aus der grösesten Harmonie der Dinge entspringt, wenn er nicht vorher von der Disharmonie als solcher, die er entweder bey sich oder bey andern Dingen wahrgenommen, eine Empfindung gehabt, deren er sich bewust gewesen.** Ich bin nicht der Meynung, daß man einen Beweiß dieser Sätze fordern wird. Es sind richtige Folgen, die aus dem Begriff der Glückseeligkeit unmittelbar fließen. Doch vielleicht wird derjenige, der mir die erstere willig zugiebt, die letztere in Zweifel ziehen. Diesen frage ich aber, ob er sich jemals von dem harmonischen Klange der Sayten diejenige Empfindung würde gemacht haben, die er sich jetzt machen kann, nachdem ihm ein Stümper in der Musik zu empfinden gelehret hat, was das ist, wenn die Sayten disharmonisch klingen; ob er jemals von dem Angenehmen der wärmenden SonnenStrahlen eine Empfindung würde gehabt haben, wenn er nicht zuvor das Rauhe, das Unangenehme des

kalten Winters empfunden hätte. Wird er mir diese Erfahrungen nicht abläugnen, so werden schon diese hinreichen, ihn von der Wahrheit der 2ten Folge eben so gewiß zu überzeugen, als wenn ich aus Begriffen den schärfsten Beweiß für dieselbe geführet hätte.

§. 7.

Wie ist es aber? Ist bey einem endlichen Geiste auch ein solcher Zustand möglich, als derjenige ist, darinn die höchste Glückseeligkeit bestehet? Besitzt er, für sich betrachtet, Kräfte genug, sich in diesen Zustand zu versetzen, oder muß er eine höhere Hülfe erwarten? Diese Fragen scheinen mit der Beantwortung meiner gegenwärtigen Aufgabe in einer genaueren Verbindung zu stehen, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte.

§. 8.

Die erste Frage: **Ob bey einem endlichen Geiste ein solcher Zustand möglich, darinn er aus der Empfindung der vollkommensten Harmonie der äußern Gegenstände mit seinen Trieben zur Thätigkeit das größeste Vergnügen schöpfet;** theilet sich in zwo andere Fragen, nehmlich: 1) **ist die höchste Glückseeligkeit bey einem endlichen Geiste an und für sich möglich?** und 2) **ist sie in der Verbindung mit andern Dingen möglich?** Die **bejahende Antwort der ersten Frage** unterstütze ich durch folgenden Beweiß:

Was dem Wesen eines endlichen Geistes nicht widerspricht, das ist bey demselben möglich.

Nun aber widerspricht dies, daß ein endlicher Geist höchst glückseelig ist, seinem Wesen nicht.

Folglich ist die höchste Glückseeligkeit bey einem endlichen Geiste möglich.

Der Obersatz ist für sich klar, und den **Untersatz** erhärte ich auf folgende Art:

Was der Kraft eines substanziellen Dinges sich gewissen Vorstellungen gemäß thätig zu erweisen, nicht widerspricht, das ist bey einem endlichen Geiste möglich.

Nun widerspricht aber der Zustand der höchsten Glückseeligkeit der Kraft eines substanziellen Dinges, sich gewissen Vorstellungen gemäß, thätig zu erweisen, nicht.

Folglich ist ein solcher Zustand bey einem endlichen Geiste möglich.

Der Obersatz dieses Schlusses ist der Begriff eines endlichen Geistes, den Untersatz aber erweise ich durch folgenden Schluß:

Wenn dies, daß ein endlicher Geist seinen wesentlichen Trieben zur Thätigkeit gemäß wirket, und daß die Wirkungen der außer ihm, aber doch in seiner Sphäre befindlichen Dinge mit diesen wesentlichen Trieben zur Thätigkeit aufs vollkommenste harmoniren, und wenn dies, daß er von dieser vollkommensten Harmonie, als solcher, ein inneres Gefühl hat, die Kraft eines substanziellen Dinges gewissen Vorstellungen gemäß, sich thätig zu erweisen, nicht aufhebt; so ist der Zustand der höchsten Glückseeligkeit bey einem endlichen Geiste möglich.

Die Folge ist für sich klar. Die Bedingung aber unterstütze ich durch folgenden Schluß:

Wenn darinn, daß ein endlicher Geist seinen wesentlichen Trieben gemäß aufs vollkommenste wirket, und darinn, daß sich in den harmonischen Wirkungen der außer ihm befindlichen Dinge mit seinen wesentlichen Trieben zur Thätigkeit keine Mängel finden, und endlich darinn, daß er von diesen vollkommenen harmonischen Wirkungen ein inneres Gefühl hat, kein Grund liegt, daß die Kraft eines substanziellen Dinges sich gewissen Vorstellungen gemäß thätig zu erweisen, aufhören muß, als eine solche Kraft thätig zu seyn; so ist die Bedingung des vorigen Schlusses unwidersprechlich gewiß.

Die

Die Folge ist abermahl für sich klar, und die Bedingung kann nur derjenige in Zweifel ziehen, der in der metaphysischen Geisterlehre ganz und gar ein Fremdling ist. Besteht das Wesen eines endlichen Geistes in der Kraft eines substanziellen Dinges, sich gewissen deutlichen Vorstellungen gemäß, thätig zu erweisen, so kann ja diese Kraft nicht aufhören, als eine solche, thätig zu seyn, wenn sie so wirkt, daß sich in der Anwendung derselben keine Mängel finden. Es muß vielmehr dadurch beweißlich seyn, daß sie noch fortdauret. Und es ist eben so unmöglich, daß diese Kraft dadurch aufhören sollte, thätig zu seyn, daß die Wirkungen derer Dinge, die von außen auf sie geschehen, mit ihren wesentlichen Trieben zur Thätigkeit aufs vollkommenste übereinstimmen? Sie müsten mit derselben nicht harmoniren, wenn sie aufhören sollte, vollkommen thätig zu seyn. Noch weit weniger aber kann sie aufhören, als eine thätige Kraft zu wirken, wenn sie die vollkommenste Uebereinstimmung der Wirkungen der außer ihr befindlichen Dinge mit ihren wesentlichen Trieben zur Thätigkeit, als eine solche empfindet. Ist sie etwan nicht eine Kraft, sich gewissen Vorstellungen gemäß thätig zu erweisen? Müssen also nicht auch vollkommen harmonische Wirkungen, die von außen auf sie geschehen, machen, daß sie sich den Vorstellungen gemäß, thätig erweisen muß, die diese harmonische Wirkungen bey ihr verursachen.

§. 9.

Um aber zu beweisen, **daß die höchste Glückseeligkeit bey einem endlichen Geiste auch alsdenn noch möglich, wenn man ihn in der Verknüpfung mit andern Dingen betrachtet**, muß ich dies darthun, daß die Dinge, mit denen der endliche Geist in Verbindung ist, so auf ihn wirken können, daß diese Wirkungen mit seinen Trieben zur Thätigkeit harmoniren. Ich schließe, um dieses zu beweisen, so: wenn 1) die Dinge, in deren

Verknüpfung der endliche Geist stehet, thätig sind, und wenn 2) dieses möglich ist, daß sie durch ihre Thätigkeit solche Bestimmungen bey dem endlichen Geiste wirken, welche seinen Trieben zur Thätigkeit gemäß sind, und also mit denselben harmoniren; so folgt, daß die höchste Glückseeligkeit auch alsdenn noch bey einem endlichen Geiste möglich, wenn er in der Verknüpfung mit andern Dingen erwogen wird. An der Wahrheit der Folge wird niemand mit Grunde zweifeln können, so bald die Bedingungen erwiesen sind. Die Richtigkeit der ersten Bedingung ist aus dem Begriff der Kraft klar, als welche ja in der innern zureichenden Möglichkeit thätig zu seyn bestehet. Und sollte das, was ich in der zwoten Bedingung angenommen, unmöglich seyn, so müßte dis unmöglich seyn, daß die Dinge, mit denen der endliche Geist in einer Verknüpfung lebt, durch ihre Thätigkeit solche Bestimmungen bey ihm wirken, welche seinen Trieben zur Thätigkeit gemäß sind. Wer wird aber dieses behaupten können, ohne zugleich dies zu behaupten, es sey unmöglich, daß die äusserlichen Dinge auf eine den göttlichen Vollkommenheiten gemäße Art geordnet sind, der endliche Geist aber einen überwiegenden Trieb zu demjenigen hat, was Gott gefällt?

§. 10.

Es ist aber der Zustand der höchsten Glückseeligkeit bey einem endlichen Geiste nicht nur möglich, sondern **er setzt auch sowohl bey ihm, als in dem Ganzen eine wahre Vollkommenheit.** Ich könnte des Beweises wenigstens für die Wahrheit des ersten Satzes überhoben seyn, sie erscheinet als eine ungezweifelte, sobald man nur die Begriffe der höchsten Glückseeligkeit eines endlichen Geistes und einer wahren Vollkommenheit weiß. Ich will aber dennoch einen Beweiß für die Wahrheit desselben führen. Ich schliesse so:

Was davon den Grund in sich enthält, daß ein endlicher

licher Geist fortfähret, auf die vollkommenste Art thätig zu seyn, das ist bey ihm eine wahre Vollkommenheit.

Nun ist aber in der höchsten Glückseeligkeit eines endlichen Geistes davon ein Grund zu finden, daß er seine Thätigkeit auf eine vollkommene Art fortsetzet.

Folglich ist die höchste Glückseeligkeit eine wahre Vollkommenheit des endlichen Geistes

Der Obersatz ist der Begriff der Vollkommenheit*), und den Untersatz erweise ich so:

Derjenige Zustand bey einem endlichen Geiste, welcher dies setzet, daß sich sowohl bey ihm, als bey denen ausser ihm befindlichen Dingen in der harmonischen Anwendung ihrer Kräfte gar keine Mängel finden, hält den Grund davon in sich, daß der endliche Geist auf die vollkommenste Art seine Thätigkeit fortsetzet.

Nun ist aber der Zustand der höchsten Glückseeligkeit bey einem endlichem Geiste derjenige, der dies setzet, daß sich sowohl bey ihm, als bey den ausser ihm befindlichen Dingen in der harmonischen Anwendung ihrer Kräfte keine Mängel finden.

Folglich hält er den Grund davon in sich, daß der endliche Geist seine Thätigkeit auf die vollkommenste Art fortsetzet.

Der Untersatz ist der Begriff der höchsten Glückseeligkeit. Und der Obersatz ist so beschaffen, daß ich ihn in die Classe derienigen setzen kann, die keines weitern Beweises bedürfen.

Wie steht es aber um die Wahrheit des zweiten Satzes? Ist die höchste Glückseeligkeit eines endlichen Geistes auch im Ganzen eine Vollkommenheit? Nur derienige kan hieran zweifeln, der noch daran zu zwei-

*) Man lese hier den §. 43. der allgemeinen Philosophie in der Metaphysik eines vortrefflichen Schlettweins meines ewig zu verehrenden Lehrers und Gönners nach, wo er den Begriff von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit auf eine brauchbarere Art, als bisher geschehen, bestimmet und auseinander gesetzet hat.

feln fähig ist, ob das Ganze vollkommener ist, wenn alle seine Theile vollkommen sind, oder wenn dieses nicht ist, daß, wann eine Vollkommenheit die Vollkommenheit des Ganzen aufheben könnte, diese alsdenn keine wahre Vollkommenheit, sondern vielmehr eine wahre Unvollkommenheit seyn würde.

§. 11.

Da ich gezeigt habe, daß ein endlicher Geist zu dem Besitz der höchsten Glückseeligkeit gelangen könne; so entstehet nun die Frage: ob **seine natürliche Kräfte hinreichen, sich in diesen Zustand zu versetzen, oder ob er hierzu einer höhern und übernatürlichen Kraft bedürfe?** Ich behaupte die **Kraft eines endlichen Geistes sey hiezu unvermögend**, und zwar deswegen, weil er weder die Einsicht noch die Macht besitzet, die hierzu erfordert wird. Ich sage, ein endlicher Geist hat nicht so viele Einsicht, als er braucht, seine höchste Glückseeligkeit selbst zu bewirken. Denn soll ein endlicher Geist so glückseelig werden, als es möglich ist; so müssen die Dinge, mit denen er in einer Verknüpfung ist, auf die vollkommenste Art harmonisch in ihn wirken, sie müssen mit seinen Trieben zur Thätigkeit in der vollkommensten Harmonie befindlich seyn, er muß ein inneres Gefühl von diesen harmonischen Wirkungen haben, dieses Gefühl muß das süsseste Vergnügen begleiten, er muß folglich vorher von den disharmonischen Wirkungen der Kräfte, als solchen, eine Empfindung gehabt haben. Müßte also der endliche Geist nicht einsehen, welche Verknüpfung der Dinge diejenige ist, in der sie aufs vollkommenste unter einander harmoniren? müßte er nicht die Mittel ausfindig zu machen wissen, wie sie zu ordnen, daß sie mit seinen Trieben zur Thätigkeit in der schönsten Harmonie wirken? müßte er nicht bestimmen können, wie groß die Disharmonie seyn, wie lange sie währen müsse, ehe in ihm

eine Empfindung der größesten Harmonie möglich sey? müßte er also nicht vollkommen deutlich begreiffen, ob er auf diese oder jene Art am leichtesten und geschwindesten in die vollkommenste Harmonie der Dinge könne eingeflochten werden. Wer siehet aber nicht, daß hiezu eine vollkommene Erkänntniß aller möglichen Dinge für sich betrachtet, und deren möglichen Verknüpfungen erfordert werde, und wer weiß nicht, daß eine solche Erkänntniß nur dem vollkommensten Wesen, nicht aber einem endlichen Geiste zukomme.

§. 12.

So wenig ein endlicher Geist vermögend ist, seine höchste Glückseeligkeit zu bewirken, wenn er sein ErkänntnißVermögen betrachtet, so wenig ist er auch hierzu geschickt, wenn er auf seine Macht siehet. Ich weiß nicht, ob ich nöthig habe, diesen Satz erst umständlich zu beweisen. Die Gewißheit desselben leuchtet auch ohne Beweiß in die Augen. Wer kennet ein vernünftiges Wesen, dessen Macht endlich ist, das nicht alles wirklich machen kann, was es will, welches Vermögen genug besäße, die Kräfte der Natur in diejenige Verknüpfung zu bringen, darinn sie nichts, als lauter harmonische Wirkungen hervorbrächten, solche harmonische Wirkungen, die mit seinen Trieben zur Thätigkeit übereinstimmeten. Müßten ihm nicht Kräfte verliehen seyn, aus endlichen Dingen unendliche zu machen? oder erfordert etwann der Begriff der größesten Glückseeligkeit dieses nicht, daß die Dinge, mit denen er sich in einer Verknüpfung befindet, so in ihn wirken, daß sich in der Anwendung ihrer gemeinschaftlichen Kräfte keine Mängel, keine Unvollkommenheiten äußern (§. 5.).

§. 13.

Ist aber das, was ich bisher vorgetragen, unläugbar; so kann daraus wohl kein anderer, als dieser Schluß

folgen:

folgen: Soll einen endlichen Geist die Hoffnung beleben, soll in ihm die Zuversicht erwachsen, daß er dermaleinst zur höchsten Glückseeligkeit gelangen werde; so muß er sich davon aufs lebendigste überzeugen, daß sein gegenwärtiger Zustand nicht ewig dauren werde, daß die Unvollkommenheiten, die ihm itzt Verdruß und Mißvergnügen verursachen, etwas beytragen, daß er geschickt werde, den Zustand der höchsten Glückseeligkeit in seiner ganzen Größe zu empfinden. Er muß überzeugend begreifen, daß das allerhöchste Wesen selbst sich seiner annehmen, ihm die Wege zeigen, die ihn ungehindert zu der höchsten Stufe seiner höchsten Glückseeligkeit führen, und durch eine genaue Vereinigung mit ihm in seinen Kräften das ergänzen werde, was denselben fehlet. Mit einem Worte: er muß lebendig einsehen, daß Gott seine höchste Glückseeligkeit nicht nur aufs ernstlichste wolle, sondern daß auch seine Kräfte hinreichen, ihn ungehindert auf die bequemste Art in den Besitz derselben zu versetzen. Hat er hievon nicht die stärkste Ueberzeugung; so kann es nicht anders seyn, er muß sein Leben in Unzufriedenheit zubringen, sein Gemüth kann keiner dauerhaften Ruhe fähig seyn, seine Seele muß stets der quälende Zweifel foltern, ob er jemals glückseelig werden werde. Oder wenn ja die Hoffnung hierzu nicht ganz und gar verschwindet, so kann er doch nie gewiß seyn, daß er auf die beste Art, und so geschwind, als es möglich ist, sich in dem Genuß einer unaussprechlichen Empfindung, die die höchste Glückseeligkeit mit sich führet, sehen werde. Muß nicht schon dieser Gedanke sein Gemüth kummervoll machen, und die Ruhe seiner Seele stöhren.

§. 14.

In was für einer Welt muß aber ein endlicher Geist leben, wenn er sich mit der süßen Hoffnung aufrichten will, daß er sich dermaleinst auf die leichteste und vollkommenste

kommenste Art höchst glückseelig sehen werde? Muß er in der Welt eines **Leibnitzens** oder eines **Crusens** ein Bürger seyn? Ich will sagen, **hat ein endlicher Geist, wenn er die Lehre von der besten Welt annimmt, mehr Hoffnung, daß er nicht nur ganz gewiß, sondern auch auf die beste Art zu dem Genuß der höchsten Glückseeligkeit gelangen werde, oder kann er bey der entgegengesetzten Lehre sein Gemüth am besten in diesem Punkt beruhigen?** Wäre eine Muthmaßung das, was eine gewisse Wahrheit ist, so würde ich ohne vieles Bedenken meinen Ausspruch zum besten **der besten Welt** thun, und sind die Töne: **diese Welt ist die beste,** nicht sehr unschicklich gewählt, haben sie zu den Zeiten eines großen **Leibnitzens** nicht etwann eine ganz andere Bedeutung gehabt, als sie jetzt haben, so müßte ich sehr irren, wenn nicht schon ein jeder, der frey von allen vorgefaßten Meynungen ist, so bald er die Töne höret, **dieses ist die beste Welt**, wenigstens den höchst wahrscheinlichen Schluß mit mir machen wird, daß sie eben deßwegen, weil sie **die beste** ist, so beschaffen seyn müsse, daß darinn ein jeder Bürger die Hoffnung sich machen könne, er werde dermahleinst auf die vollkommenste Art glückseelig werden.

§. 15.

Damit ich aber die vorgelegte Frage nicht durch eine bloße Muthmaßung allein beantworte; so behaupte ich: **die Lehre von der besten Welt sey so beschaffen, daß man die gewisse Zuversicht fassen könne, daß man einmal zum Besitz der größesten Glückseeligkeit gelangen werde.** Ich schließe, um diesen Satz zu beweisen, so: Wenn es wahr ist, daß

1) die höchste Glückseeligkeit bey einem unendlichen Geiste möglich, wenn er für sich, und in der Verbindung mit andern Dingen betrachtet wird;

2) Daß der Zustand aus der höchsten Glückseeligkeit, nicht nur bey dem endlichen Geiste, sondern auch im Ganzen eine Vollkommenheit setzt;

3) Daß die natürlichen Kräfte des endlichen Geistes so wenig hinreichen, sich in diesen Zustand zu versetzen, daß er vielmehr nur durch die übernatürlichen Veranstaltungen des allervollkommensten Wesens zu diesem unaussprechlichen Glücke gelangen kann;

4) Daß nach **der Lehre von der besten Welt**, diese Wahrheit nicht aufgehoben wird, daß Gott das Ganze so vollkommen mache, als möglich; so folgt, daß mit **der Lehre von der besten Welt** bey einem endlichen Geist, der bloß der Vernunft folgt, die Ueberzeugung bestehen könne, daß er dermahleinst höchst glückseelig werde. Nun schließe ich von der Wahrheit der Bedingungen auf die Wahrheit der Folge. Die Folge aber ist unwidersprechlich gewiß, so bald die Richtigkeit der Bedingungen erwiesen ist.

Die Wahrheit aber der ersten Bedingung nach beyden Sätzen, erweiset der §. 8. und 9. meiner Abhandlung, und die Wahrheit des ersten und zweyten Satzes der zwoten Bedingung zeigt der §. 10. Die Richtigkeit der dritten Bedingung nach allen Sätzen, erhellet aus dem 11. 12. und 13ten Abschnitte, und die Gewißheit der vierten Bedingung ist aus dem Begriff **der besten Welt** klar, den ich §. 3. gegeben.

§. 16.

Wie stehet es aber mit der entgegen gesetzten Lehre: **Diese Welt ist nicht die beste? Ist auch diese so beschaffen, daß dabey eben so leicht die Zuversicht statt haben könne, daß die höchste Glückseeligkeit unausbleiblich seyn werde?** Ich sehe mich genöthiget, diesen Satz zu verneinen, und nachfolgender Schluß ist,

wo ich nicht sehr irre, stark genug, meine Meynung zu erhärten.

Wenn es wahr ist, daß derjenige, der diese Lehre annimmt, **diese Welt ist nicht die beste**, dies nothwendig glauben muß, daß 1) nicht so viele Vollkommenheiten wirklich werden, als möglich sind, und in einer Welt wirklich werden können, und daß 2) ein endlicher Geist ohne zureichenden Grund seine Freyheit mißbrauchen, und seine Glückseeligkeit verscherzen kann, so folgt, daß diese Lehre so beschaffen ist, daß es bey derselben für denjenigen, der dieser Lehre beypflichtet, ganz unmöglich sey, eine wahre Zuversicht zu hegen, daß er ganz gewiß einmal zum Besitz der höchsten Glückseeligkeit gelangen werde. Ich schließe abermal von der Wahrheit der Bedingung auf die Richtigkeit der Folge. Die Richtigkeit der Bedingung aber erhellet aus dem System selbst (§. 4. 5.). Sie bestehet aus Sätzen, die daraus unmittelbar fließen, und die auch selbst von den Vertheidigern desselben nicht geleugnet werden. Und die Folge ist auch so beschaffen, daß sie keines weitern Beweises bedarf. Wenigstens begreife ich nicht, wie ein endlicher Geist ein unüberwindliches Vertrauen haben könne, daß er sich einmal höchst glückseelig sehen werde, wenn er bedenkt, daß er in einer Welt lebt, in der man ohne zureichenden Grund seine Freyheit mißbrauchen, und die gütigste Absicht Gottes stöhren könne, in der nicht alle Vollkommenheiten wirklich werden, die doch möglich sind. Muß er nicht denken: wenn es auch gleich möglich ist, daß du zu einer ununterbrochenen Glückseeligkeit gelangest, so ist es doch noch zweifelhaft, ob es wirklich geschehen wird, da diese Welt so beschaffen ist, daß nicht alle Vollkommenheiten darinn ihr Daseyn erlangen, die doch in derselbigen möglich sind? Muß er nicht denken: wenn es auch möglich ist, daß du höchst glückseelig werdest; so ist es doch durch deine Willkührlichkeit, die sich ohne allen Grund zu gegenseitigen Handlungen

gen bestimmen kann, möglich, daß du auf einmal aller BewegungsGründe in deinem guten Zustande zu verharren, ungeachtet, dennoch das Gegentheil wirklich machest, und dich ins größeste Elend stürzest? Ja was noch mehr? Wird er nicht denken müssen, daß auch eine göttliche Versicherung von der zukünftigen ununterbrochenen Glückseeligkeit zu schwach sey, eine völlige GemüthsRuhe zu merken, da dieser Versicherung ungeachtet, die Willkührlichkeit, ihrem Wesen nach, so beschaffen ist, daß sie wider alle vorhergehende Gründe, die ihr gegeben werden, wirken kann.

§. 17.

Dieses mag genug seyn, um zu zeigen, daß es bey der Lehre, **diese Welt ist die beste**, weit leichter sey, sich zu überzeugen, daß man einmal auf die beste Art zum Genuß der höchsten Glückseeligkeit gelangen werde, als bey der entgegengesetzten Lehre, **diese Welt ist nicht die beste.** Und da die wahre GemüthsRuhe sich auf das Vertrauen gründet, daß unsere wahre Glückseeligkeit unausbleiblich seyn werde, so ist die Folge unmittelbar, daß eine wahre GemüthsRuhe weit eher mit der Lehre von **der besten Welt** bestehen könne, als mit der entgegen gesetzten.

XIIII.

XIIII.

Joh. Nicol. Weissers Beurtheilung einer Abhandlung von den Einflüssen der himmlischen Körper, welche in dem 8ten Theil des allgemeinen Magazins der Natur, Künste und Wissenschaften eingerückt ist.

Es ist schon lange unter den NaturForschern vom ersten Range über die Frage: **Ob die Himmels-Körper einen Einfluß auf unsern Erdboden haben, oder nicht**, gestritten worden, und dieser Streit dauret noch bis auf unsere Tage. Einige Männer von nicht gemeiner Einsicht in die Naturkunde bejahen diese Frage. Allein es sind die meisten, die sie verneinen. Zu diesen gehöret auch ein gewisser Italiänischer Gelehrter, dessen lesenswürdige Abhandlung **von dem Einfluß der HimmelsKörper auf den Erdboden** uns durch die Verfasser des allgemeinen Magazins der Natur, Künste und Wissenschaften in dem achten Theil desselben in die teutsche Sprache übersetzt, geliefert ist. Ich nehme mir die Ehre, ihnen, meine Herren, meine Gedanken über diese Abhandlung vorzulegen, die nur durch ihre einsichtsvolle Erinnerungen diejenige Größe und Gründlichkeit erhalten können, die ihnen meine Kräfte versagen.

Damit sie aber sogleich im Stande sind, von dem Werth dieser kleinen Schrift zu urtheilen; so sehen sie hier das ganze System meines unbekannten Gelehrten in die Kürze gebracht. *Will man*, so philosophirt mein

 Gelehr-

Gelehrter, den HimmelsKörpern einen Einfluß auf den Erdboden beylegen; so kann er ihnen nur insoferne zukommen, inwieferne sie Bewegungen hervorzubringen, im Stande sind. Die Bewegung aber, wodurch sich ein Körper thätig erweisen kann, ist nur zweyfach, sie ist mechanisch, sie ist aber auch unmechanisch; mechanisch, wenn ein Körper durch den Druck oder Stoß, den Grund von gewissen Veränderungen eines andern Körpers in sich faßt; unmechanisch, wenn er durch seine Schwere wirkt. Wenn nun weder der Mond, noch die übrigen Planeten, noch die FixSterne nicht durch eine mechanische, auch nicht durch eine unmechanische Bewegung auf dem Erdboden Wirkungen hervorbringen können, weil sie eines Theils außer dem schwachen und unkräftigen Lichte, was ihnen die Sonne mittheilet, keine wirkende Materie in sich begreifen, und zu uns herab schicken, und andern Theils vermöge ihrer Schwere nur gegen diejenigen Körper drücken, und ihre Wirkungen äussern können, die reicher an Materie und näher sind, als andere; so würde man ohne Grund handeln, wenn man auch noch andern HimmelsKörpern als der Sonne, einen Einfluß auf unsere ErdKugel zueignen wollte.

Dieses, einsichtsvolle Zuhörer, sind die Gründe, die meinen Gelehrten bewegen, die ihm vorgelegte Aufgabe zu verneinen. Durch diese Gründe geleitet, glaubt er berechtiget zu seyn, alle diejenige aus der Classe der Philosophen auszustreichen, und in die Zunft der gemeinen Leute zu verweisen, die dem Monde, oder irgend einem andern HimmelsKörper außer der Sonne eine Herrschaft über die NaturKunde der Erde beylegen, und alles das, was uns ein Hesiod, ein Virgil in ihren Schriften, die von dem LandWesen handeln, hinterlassen, alle

die

die Regeln, die daraus zum besten des LandMannes und der Oeconomie gezogen werden, für lächerliche Dinge, **für Träume eines schwachen Kopfs und Fabeln von RomanenMährgen** zu halten.

Was urtheilen sie, vortrefliche Zuhörer! von diesem System und von den Grundlagen, worauf es aufgeführet worden? Sie schütteln die Köpfe. Nimmermehr wollen sie dadurch zu erkennen geben, daß sie die Gründe für unzureichend hielten, das zu beweisen, was mein unbekannter Naturkündiger durch dieselbige bewiesen zu haben glaubet. Sie kennen die Zunft, zu der sie gehören, wo sie so urtheilen. Gemeine Leute, kleine Geister, schwache Köpfe und keine Philosophen sind sie, wo sie nicht der Meynung meines Gelehrten beytreten. Doch sie sind, schätzbare Freunde! nicht gewohnet, sich durch dergleichen kleine Schmeichelegen blenden und gewinnen zu lassen. Nur richtig und starke Gründe können sie bewegen, ihren Ausspruch für diese oder jene Meynung zu thun, und derselben beyzutreten. Meine Absicht, die Gründe für die Meynung meines Italiänischen NaturForschers etwas umständlicher zu prüfen, wird demnach weder ihnen noch irgend einem Liebhaber der NaturWissenschaft mißfallen.

Sie wissen es, daß mein Italiäner dem Monde sammt den übrigen Planeten und FixSternen deswegen allen merklichen Einfluß auf den Erdboden abspricht, weil sie weder durch eine mechanische noch unmechanische Bewegung sich in demselben thätig erweisen können. Suche ich aber die Beweise für die Wahrheit dieser beyden GrundSäulen, worauf sich das ganze Gebäude stützet, auf; so finde ich in denselben sehr viel Mangelhaftes, sehr viel Unerwiesenes.

Der erste Satz: **Der Mond sowohl als die übrigen Planeten und FixSterne können nicht durch mechanische Bewegungen den Grund von verschiedenen merklichen Veränderungen auf unserm Erd-**

boden in sich fassen, erfordert einen Beweiß, worinnen unwidersprechlich dargethan wird, daß weder aus dem Monde noch den übrigen Planeten, noch auch den Fix-Sternen eine Materie ausfließe, die sich durch ihre wesentliche Activität den DunstKreiße hindurch bewegen, und in die Körper des Erdbodens einen Einfluß beweisen könne; den merkliche Veränderungen begleiten. So schließet mein Auctor, um zu beweisen, daß dies nicht sey: **Wenn es eine durch die Erfahrung sattsam bestätigte Wahrheit ist, daß das Licht, welches dem Monde von der Sonne mitgetheilet wird, ehe es auf unsern Erdboden kommt, so geschwächt und unthätig erscheinet, daß es ungeschickt ist, auch bey den empfindlichsten Thermometern, irgend eine merkliche Bewegung zu erzeugen; so folgt nicht nur unwidersprechlich, daß der Mond unfähig sey, durch dieses Licht Veränderungen in dem Erdboden zu wirken, sondern es sey auch eben daraus erweißlich, daß die übrigen Planeten, denen die Sonne ebenfalls ihr Licht, das sie uns zuschicken, mittheilet, sowohl, als die FixSterne, die ihr eigenes Licht haben, eben so wenig vermögend sind, in dem Erdboden Wirkungen hervorzubringen, die von einiger Beträchtlichkeit wären, weil in beyden Fällen einerley Grund vorhanden. Denn was dem SonnenLicht, das von dem Monde und den übrigen Planeten zu uns herab kömmt, durch die Zurückwerfung an seiner Kraft thätig zu seyn, abgienge, das verlöhren die FixSterne an ihrem eigenen Lichte durch ihre erstaunliche Entfernung von unserm Erdboden.** Ich läugne aber in diesem Schlusse sowohl die Bedingung als die Folge desselben, und ich bin überzeugt, meine Herren! daß sie bereits in ihren Gedanken beydes werden geläugnet haben. Dies sind meine Gründe, warum ich die Bedingung nicht zugeben kann. Einmal wird als schon bewiesen angenommen,

daß

daß der Mond, daß die übrigen Planeten, das Licht, das sie uns zuschicken, von der Sonne haben, daß sie gar kein eigenthümliches Licht besitzen. Ist dieses etwan für sich klar? wer wird dieses behaupten? wo ist es aber vollständig bewiesen? In der Abhandlung selbst nicht, wenigstens habe ich, ungeachtet ich meine Aufmerksamkeit bey der Durchlesung derselben angewendet, keinen Beweiß darinn finden können. Und wo ist der NaturForscher, der es vollständig dargethan hätte, daß den Planeten des Himmels kein eigenthümliches Licht zukomme? Ich kenne keinen, und meinem Gelehrten hat es nicht gefallen, jemand anzuführen, bey dem man den Beweiß finden könnte, den er weggelassen.

Allein lassen sie uns einmal, meine Herren! die Nachsicht für den Verfasser haben, und ihm zugestehen, daß es ein wirkliches SonnenLicht, was sich von dem Monde und den übrigen Planeten über unsern Erdboden ergießet, so wird doch aus der angeführten Erfahrung nicht folgen, daß es gar keine Wirkungen hervorzubringen im Stande sey. So viel folgt nur, wenn man viel einräumen will, daß dieses Licht durch seine Wärme nicht wirken könne. Allein wird denn dadurch, daß es durch seine erste Wärme nicht thätig seyn kann, alle Wirkung desselben aufgehoben? wer getrauet sich eine so fehlerhafte Folge zu rechtfertigen? Ist es etwann ganz unmöglich, daß die SonnenStrahlen, die aus lauter feurigen Partikeln bestehen, nachdem sie sich bis zu dem Monde fortbeweget haben, durch ihre wesentliche Activität in den MondKörper hineindringen, sich mit einigen Theilen desselben, die alcalischsalinischer Natur sind, vereinigen, durch den Widerstand aber, den sie in dem Monde antreffen, gezwungen, wieder auf ihrem ersten Wege zurückkehren, und so auf unsern Erdboden sich ergießen? Werden sie alsdenn noch in dieser Verbindung ihre Wärme äußern können? Man müste die

Natur eines alcalischen flüchtigen Salzes nicht kennen, wenn man dieses behaupten wollte? Werden sie aber ganz ohne Wirkung seyn? auch dieses lässet sich nicht vertheidigen. Habe ich denn irgend etwas angenommen, welches unmöglich ist? Wäre ich nicht überzeuget, daß niemand an der Möglichkeit dessen, was ich gesetzet, mit Grunde zweifeln könne; so würde ich sie sehr leicht beweisen können. Doch giebt nicht schon die Erfahrung, von dem Mangel der Wärme des MondenLichtes die der Verfasser anführet, demjenigen, was ich als bloß möglich angegeben, einen starken Schein der Wahrscheinlichkeit. Wenigstens beweiset sie unwidersprechlich, daß er lange nicht ein so aufmerksamer Beobachter der Natur, lange nicht so sehr Philosoph gewesen, als sie, meine Herren! insgesammt sind. Sie ist so beschaffen, wenigstens wie sie mir scheint, daß sie bey einem behutsamen NaturForscher, der zugleich ein Philosoph ist, den Gedanken erzeugen müsse: **vielleicht ist dieses Licht kein SonnenLicht, vielleicht ist es ein eigenthümliches Licht des Mondes, und von einer ganz andern Beschaffenheit, als das Licht der Sonnen; vielleicht äussert es seine Wirkung auf eine ganz andere Art.** Dieser Gedanke würde ihn angefeuret haben, die Natur des Mondes und die innere Beschaffenheit der BestandTheile desselben näher zu erforschen und tiefer einzusehen. Er würde Versuche, allerhand Versuche, glückliche Versuche angestellet haben, diese würden ihn geschickt gemacht haben, die Wirkungen seiner Ausflüsse auf den Erdboden zu bestimmen. Wenigstens würde er ganz anders, als ein Italiänischer NaturForscher geurtheilet haben, der mit so sehr vieler Zuversicht behauptet, daß derjenige, der bey den HimmelsKörpern eine andere Materie, als das SonnenLicht, annehmen wollte, die über unsern Erdboden ausfließe, etwas ganz Falsches behaupten würde.

Gesetzt also, meine Herren! daß wir die andere GrundSäule, worauf mein unbekannter Gelehrter seine negativische Meynung bauet, stehen lassen müßten; so würde doch schon dasjenige, was ich wider ihn beygebracht, dies darthun, daß er die Meynung von dem Einfluß der HimmelsKörper, der er beygetreten, noch nicht erwiesen habe. Doch wir können auch hierwider verschiedenes, und wie ich glaube, nicht ohne Grund, einwenden. So schließet er, um seinen Beweiß auf die zweyte Art zu führen: **Wenn erstlich dies wahr ist, daß ein jeder Körper, er sey an welchem Ort, und unter welchen Umständen er immer wolle, eine Schwere besitze, das ist, einen Hang äußere, sich gegen alle die übrige, die ihn umgeben, zu bewegen, doch mit der beständigen Bestimmung, daß er gegen den größern und nähern Theil der körperlichen Materie, die ihn umgiebt, diesen Hang weit nachdrücklicher ausüben müsse, als gegen den kleinern und entferntern Theil; so folgt auch unwidersprechlich, daß dem Monde, den übrigen Planeten, und den FixSternen entweder gar kein, oder doch ein so unmerklicher Einfluß auf den Erdboden beyzulegen ist, daß er von Vernünftigen in gar keine Betrachtung gezogen zu werden verdienet.** Die Bedingung dieses Schlusses hält er für eine solche, die keines Beweises bedarf, und die Folge desselben sucht er aus der Astronomie zu erhärten, als aus welcher es eine gar zu bekannte Sache sey, daß die FixSterne so unendlich weit über uns entfernet wären, daß ihre Entfernung alle Wirkungen auf dem Erdboden unmerklich machten, und daß die Materie der Sonne gegen die Materie der ErdKugel, des Mondes, und der übrigen Planeten betrachtet, weit grösser sey, als daß sie nicht verhindern sollte, daß die Planeten so in einander wirken könnten, daß die Veränderungen von einiger Erheblichkeit wären.

Was denken sie, meine Herren! von diesem Argumente? Scheint es ihnen stark genug, den Einfluß der HimmelsKörper zu entkräften? Ist mir Recht, so herrschet eben der Fehler darinn, den ich bey dem ersten angemerkt habe. Es wird auch hier in der Bedingung ein Satz angenommen, der weder in der Abhandlung selbst, noch sonst von einem, so viel mir bewußt ist, gehörig erwiesen worden ist. Was kann aber aus einem Argument richtiges und gewisses folgen, darinn die Prämissen aus Hypothesen bestehen. Noch nie hat die Regul in einer guten Logik einen Platz gefunden, daß aus unerwiesenen Sätzen eine andere Wahrheit mit Gewißheit geschlossen werden könne. Sie lehret vielmehr, daß nur unumstößliche Vordersätze einen richtigen SchlußSatz liefern können.

Die Schwere der Körper, woraus in diesem Argument geschlossen wird, soll in einem gewissen Hang bestehen, der sich gegen eine jede andere körperliche Materie, die sie umgiebt, äußert, und als eine beständige und nothwendige Eigenschaft eines jeden Körpers zu betrachten ist; jedoch sey dieses zu bemerken, daß dieser Hang sich am stärksten gegen diejenige Körper thätig erweise, die am nächsten und reicher an Materie, als alle andere sind, die sich umher befinden. Allein hier frage ich meinen Gelehrten, woher er diesen Begriff von der Schwere habe, wie er ihn gefunden, woher er wisse, daß einem jeden Körper diese Eigenschaft zukomme, daß sie gar nicht von demselben getrennet werden könne, womit er alle diese Gedanken rechtfertigen wolle? Aus dem Wesen eines Körpers als Körpers kann er, wie die allgemeine Physik lehret, nicht geschlossen werden, und auch aus der Erfahrung nicht. Wer durch Erfahrungen bestimmen will, ob einem gewissen Object dieses oder jenes Prädicat zukomme oder nicht, der muß es seinen Sinnen, seinem Gesichte und Gefühl unterwerfen, er muß mit demselben Versuche

suche, er muß Beobachtungen darüber anstellen können. Welchem Sterblichen aber ist es jemals erlaubt worden, sich einem glänzenden Gestirne des Himmels zu nähern, und mit ihnen Versuche anzustellen, die auf einen Begriff von der Schwere geführet hätten, worauf mein Italiänischer NaturForscher seinen zweyten Beweiß bauet. Und sind sie nicht unserm Gesichte gar zu sehr entzogen, als daß wir bey ihnen mit bloßen Augen diese Eigenschaft wahrnehmen könnten? Wo sind aber die FernGläser, die uns geschickt machen, die Schwere jener Himmels-Körper gegen einander zu observiren. Doch vielleicht ist dieser Begriff aus demjenigen gebildet, was man bey den Körpern wahrnimmt, die auf unserm Erdboden sind, und mit denen wir allerhand Versuche anstellen können? Was lehret aber die Erfahrung von den Körpern unsers Planeten? Dieses, meine Herren! daß sie alle mit einander, wenn sie nicht gehindert werden, bemühet sind, sich dem MittelPunkt der Erde zu nähern, nicht aber dieses, daß ihnen diese Eigenschaft beständig und nothwendig zukomme. Sie lehret vielmehr das Gegentheil von dem letztern. Man bringe zum Beweiß einen Körper an einen Ort, darinn die Luft nicht gehörig wirken kann; so werden die Erscheinungen ganz anders seyn, als sie in der freyen Luft waren. Die Schwere der Körper, die in der freyen Luft bey ihnen angetroffen wurde, wird um ein merkliches kleiner erscheinen, ihre Bemühung sich dem MittelPunkte der Erde zu nähern, ist weit schwächer, als sie vorher war. Muß nicht diese Veränderung einem behutsamen Beobachter dies höchstwahrscheinlich machen, daß die Ursache der Schwere der Körper wenigstens zum Theil in der Luft, die sie umgiebt, zu suchen sey.

Hier könnte ich ihnen, meine Herren! verschiedene Erfahrungen anführen, die es nicht bloß wahrscheinlich, nein! unstreitig gewiß machen, daß die Schwere der Körper vornehmlich von der Beschaffenheit der äußern Luft

 abhänge,

abhänge, wenn sie ihnen nicht bereits aus der schönen Abhandlung bekannt wären, die uns unser gelehrter Freund, der Herr **Greiner** erst kürzlich geschenket hat. Ich könnte weiter gehen, und die Wahrheit, die jene Erfahrungen bestätigen, auch aus Begriffen beweisen, allein ich würde doch weiter nichts thun, als blos dasjenige hersetzen, was in den beyden ersten Abhandlungen der **Schlettweinischen** Bemühungen der Naturkunde lesen können. Hat aber dieses seine ungezweifelte Richtigkeit, daß der Grund der Schwere nicht in den Körpern allein, sondern auch zugleich in einem andern von dem Körper unterschiedenen Wesen, das wir Luft nennen, so werden die Wirkungen der Schwere nicht aus der Nähe und Entfernung, nicht aus der Größe der Masse der Körper, gegen die der Hang gerichtet ist, wenigstens nicht allein zu beurtheilen seyn. Man wird auch auf die Beschaffenheit der Luft sehen müssen, die jene Cörper umgiebt. Wäre dieses nicht nöthig, so begreife ich nicht, warum ein Körper, den ich in der Mitte meines WohnZimmers in die Luft setze, so daß er dem obersten Boden näher, als dem FußBoden ist, sich vielmehr unter als oberwärts beweget. Wäre die Schwere das, wofür sie mein Gelehrter ausgiebt, so würde ich das Vergnügen haben, meinen Körper sich nach dem obersten Boden meines WohnZimmers bewegen zu sehen. Ich bin aber noch nie so glücklich gewesen, daß mich ein so sehenswürdiges Schauspiel belustiget hätte.

Dieses, meine Herren! mag genug seyn, um zu beweisen, **daß der Begriff von der Schwere die andere GrundSäule des Systems meines Italiänischen Gelehrten von dem Einfluß der himmlischen Körper unrichtig sey.** Er hat demnach seine Meynung noch nicht vollständig erwiesen, und folglich keinen zureichenden Grund, dasjenige, was andere, so wohl alte als neue NaturForscher von dem Einflüßen der Himmels-

Gestir-

Gestirne geglaubt, und bekannt gemacht haben, für eine verworrene Mischung von übelgegründeten Muthmaßungen, von unläugbaren Irrthümern, von kindischer Leichtglaubigkeit zu halten. Man wird noch immer ein Philosoph bleiben, und dennoch einen Einfluß der HimmelsKörper auf unsre ErdKugel glauben und behaupten können. Und vielleicht habe ich ehestens die Ehre, ihnen, meine Herren! denselben aus Gründen anzupreisen, die unverwerflich seyn dürften, aus Gründen, die in keinen bloßen Hypothesen, sondern in richtigen Erfahrungen und erwiesenen GrundSätzen der allgemeinen Physik bestehen.

XV.

J. Rawes Gedanken

über die verschiedenen Einrichtungen des SoldatenStandes in Ansehung der Leute, die dazu genommen werden.

§. 1.

Es ist bey politischen Vorschlägen etwas allgemeines, daß sie sowohl ihre Vortheile als Unbequemlichkeiten haben. Daher muß man alsdenn, wenn es nöthig ist, einen Vorschlag zur Ausübung zu bringen, die Absicht genau vor Augen haben, die man dadurch zu erreichen gedenket, man muß die Vortheile, die man durch den gegebenen Vorschlag erreichen kann, mit der Absicht vergleichen, man muß die Unbequemlichkeiten des Vorschlags wohl erwegen, man muß endlich sehen, bey welchem Vorschlage die Wegräumung dieser Unbequemlichkeiten am leichtesten, und die Erreichung des

vorgesetzten Zweckes am vollständigsten möglich ist. Dies sind die Regeln, wornach ich in dieser Abhandlung die Vorschläge von Einrichtung des SoldatenStandes beurtheilen will.

§. 2.

Nach welchen Absichten sollen wir **die Verfassung des KriegsStaats** beurtheilen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich antworte: **daß es theils nach den allgemeinen Absichten des ganzen Staats, theils nach der besondern Absicht des KriegsWesens geschehen müsse.** Das letzte erfordern die Regeln der Weisheit, und das erste ist daher klar, weil das KriegsWesen in einem Staate soll eingerichtet werden, und der besondere Zweck desselben also dem Ganzen nicht widersprechen muß.

§. 3.

Man ist darinn einig, daß der vollständige Zweck eines Staats sowohl die gemeinschaftliche Sicherheit der Einwohner desselben, als auch ihre Bequemlichkeit und äußere Vortheile erfordere, und daß ein Staat desto glücklicher sey, je mehr seine Bürger der Früchte ihrer Arbeit ohne Furcht hereindringender Uebel, und je mehr sie des Ueberflusses an den Gütern, die entweder das Vorurtheil oder der lange Gebrauch uns unentbehrlich gemacht hat, und die man unter dem Nahmen des Reichthums eines Staats begreifet, genießen. Der besondere Zweck des eigentlichen KriegsWesens aber ist dieser: **daß die Sicherheit eines Staates so wohl innerlich als äußerlich durch den Gebrauch der dazu erdachten Beschützungs- und Vertheidigungs-Mittel möge erhalten werden.**

§. 4.

Diejenige Art der Einrichtung des KriegsWesens, wodurch die Sicherheit und Vertheidigung eines Staates am vollkommensten erhalten wird, und wobey der andere

Haupt-

HauptEndzweck eines Staats, der Reichthum und die Bequemlichkeit der Unterthanen, am wenigsten leidet, ist ohne Zweifel die beste. Eine Regel, die aus den vorhergehenden §§. unmittelbar erhellet.

§. 5.

Wollen wir die KriegsVerfassung eines Landes nach dieser allgemeinen Regel beurtheilen, so kommen drey Punkte zu betrachten vor:

1) Woher sind die **Leute** zu nehmen, die die Absicht des KriegsStandes bewirken sollen?

2) Wie sind diese **Leute** zu dieser Absicht einzurichten, und

3) wie können sie zu dieser Absicht am besten von dem Staat unterhalten werden?

Die erste Frage soll der Gegenstand meiner itzigen Betrachtung seyn.

§. 6.

Die **Soldaten**, oder die **Leute**, welche die Sicherheit des Staats bewirken sollen, sind entweder blos **fremde**, oder es sind blos **einheimische**, oder sie sind aus beyden genommen worden. Sind es blos fremde, so hat der Staat dieselben entweder selbst angeworben und eingerichtet, oder er hat sie von einem andern Staate in Sold genommen, um sie zur Erreichung seiner Sicherheit zu gebrauchen. Sind es blos **einheimische**, so sind entweder einige von den Einwohnern des Staats beständig zu der Absicht eingerichtet, daß durch sie die Sicherheit des Staats soll erhalten werden, oder es ist ein jeder Bürger auch gehalten, zur Zeit der Noth diese Sicherheit zu besorgen, ohne daß einige vorzüglich dazu gehalten werden. Wir haben daher bey dem ersten Punkt der in §. 5. zur Untersuchung vorgelegt ist, zu betrachten: **Ob aus blos Fremden, oder aus blos Einheimischen der Soldat zu nehmen sey? oder ob beyde**

dazu gebrauchet werden sollen? Ob der Staat sich mit in Sold genommen Truppen behelfen solle, oder ob ein jeder Bürger ein Soldat seyn soll?

§. 7.

Es ist keine Art der Einrichtung möglich, da durch blos fremde Truppen die vollständige Absicht der KriegsVerfassung könnte erhalten werden. Wir wollen, um dieses zu beweisen, zuerst zeigen, daß dies bey blos in Sold genommenen Truppen statt finde, und alsdenn auch, daß es wahr sey, wenn der Staat selbst eine Armee aus lauter Fremden angeworben hat. In Sold genommene Völker scheinen einem Lande viele Vortheile zu bringen, das Leben der Unterthanen wird dabey geschonet, und sie können in den Geschäften, die zur Erlangung des Ueberflusses in einem Lande dienen, ungehindert arbeiten, ja, wenn sich diese Truppen beständig in einem Lande aufhalten, so verzehren sie ihr Geld, und geben den Unterthanen was zu verdienen, nnd tragen also auf mehr als eine Art zu dem Reichthum des Staats etwas bey. Allein es sind auch viele Unbequemlichkeiten bey diesem Vorschlage. Solche Soldaten streiten nicht für die Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihres Fürsten, es fehlet ihnen also eine wichtige TriebFeder der Vertheidigung. Ueberdem ist ein Staat zu der Zeit, wenn solche Truppen nicht zu haben sind, von seiner Vertheidigung entblößet. Ja er ernähret dadurch, daß er diese fremde Truppen zu seiner Vertheidigung brauchet, die Mittel sich selbst zu schaden, nnd solche in Sold genommene Truppen können leicht Werkzeuge werden, welche der Staat, von dem sie der andre in Sold genommen hat, im Fall eines mit ihm erfolgten Bruches, gegen ihn selbst gebrauchet. Die Vergleichung dieser Unbequemlichkeiten mit den vorher angeführten Vortheilen wird uns lehren, daß durch in Sold genommene Truppen, wenn der Staat gar keine

eigene Vertheidigung hat, die Sicherheit desselben nicht vollkommen bewirket werde, und daß also die Vortheile desselben nur scheinbar sind, die man dadurch zu erreichen glaubet. Denn was hilft den Unterthanen der scheinbare Vortheil des Zuwachses ihrer Güter, und der mehrern Schonung ihres Lebens, da auf der andern Seite beyden eine größere Unsicherheit gedrohet wird, wenn sie von ihrer Bedeckung entblößet sind, und ein eifersüchtiger Nachbar dieselbige sie zu verderben anwendet. Daß aber auch durch blos fremde von dem Staat selbst angeworbene Truppen die Sicherheit des Staats nicht vollständig erhalten werde, erhellet fast aus eben den Gründen. Es ist wahr, der Staat wird dadurch volkreicher, und folglich insofern glücklicher, aber wo wollen wir immer Fremde hernehmen, gesetzt auch, wir reitzen sie durch Belohnungen und andre Vortheile, so ist die Frage: ob das nicht dem Staat mehrere Ausgaben macht, als eine andere Art der Einrichtung? Und überdem, was werden unsere Nachbarn thun, wenn wir ihnen auf die Art die Leute aus dem Lande ziehen? Gesetzt auch, daß wichtige Vortheile den Fremden einen Staat beliebter, als ihr eigenes Vaterland machen, und sie folglich zu einer Beständigkeit und zum Eifer für die Vertheidigung dieses ihres neuen Vaterlandes ermuntern könnten, so erhellet wenigstens soviel, daß es unsicher sey, blos Fremden die Vertheidigung eines Staats anvertrauen zu wollen.

§. 8.

Sollen aber gar keine Fremde unter die Soldaten aufgenommen werden? Man kann diese Frage nicht ganz verneinen. Es können Umstände vorhanden seyn, da dem Staate die von einem andern Staate in Sold genommene Völker große Dienste leisten können, und was sollte es schaden, wenn der Staat selbst Fremde unter seine Truppen anwirbt? Nur glaube ich, daß es die Klugheit erfordere, daß die eignen Truppen, die

zur

zur Erhaltung der Ruhe in einem Lande gehalten werden, stärker seyn müssen, als die Fremden, und daß, wenn es möglich ist, diese Regel auch alsdenn, wenn man gegen äußere Feinde zu streiten hat, müsse beobachtet werden.

§. 9.

Wenn also der Staat nicht blos aus Fremden, sondern wenigstens gröstentheils aus seinen Bürgern die Militz errichten muß; so fragt es sich: **soll ein jeder Bürger ein Soldat seyn, oder soll man beständig eine gewisse Anzahl der Bürger, der Absicht, den Staat zu vertheidigen, widmen.** Es giebt Leute, die aus einer blinden Liebe des Alterthums ihre Zeiten nach den Zeiten des alten Roms, und einen jeden Staat nach den politischen Maximen der alten Römer abmessen. Diese werden ihre Rechnung bey der Art der Einrichtung finden, da ein jeder Bürger zur Zeit der Noth ein Krieger ist. **Rom**, werden sie sagen, **bezwang dadurch die Welt, daß alle seine Bürger Krieger waren, und es rettete sich dadurch mehr als einmal von dem Untergange, daß seine Bürger alle streitbar waren. Die Liebe des Staats und der Ihrigen bewafnete die Bürger Roms gegen die Feinde, und sie siegten. Sie kamen zurück und prangten mit dem Raube ihrer Feinde, der Staat war reich und furchtbar; jeder Bürger war reich, jeder ein Kriegs-Mann.** Ich würde selbst ihrer Meynung seyn, wenn unsre Zeiten die Zeiten der Römer, unsre Staaten Rom, und die Einwohner derselben Römer wären. Die Absicht Roms, ihre Nachbarn zu unterdrücken, und auf ihren Ruinen einen mächtigen Staat zu errichten, erforderte diese Einrichtung. Rom war klein, die Anzahl ihrer Einwohner geringe, ihre Absichten groß, ihrer Feinde viel. Man sorgte im Anfange nicht für reichmachende Künste. Waren nicht die ersten Einwohner Leute, die sich vom Raube nährten? Ihre Soldaten wurden

in

in einer KriegesKunst unterweisen, die viel einfacher war, als die Art zu kriegen der jetzigen Zeiten. Alles dieses sind Umstände, die in Rom diese Einrichtung ersprießlich machten. Aber wird dies auch in jedem Staate, und wird es besonders in unsern Staaten angehen? Es ist wahr, dies scheinet vortreflich zu seyn, daß ein jeder Bürger für die Sicherheit des Staates wacht, und der Staat ersparet dadurch die Unkosten, die er auf eine beständige Miliz wenden muß. Aber lasset uns nicht den Schatten für die Sache selbst nehmen. Ein jeder Bürger muß die Sicherheit des Staats zu erhalten suchen, aber deßwegen ist er noch kein Soldat. Dieser Stand will nach der jetzigen Einrichtung eine beständige Uebung haben. Unsre Art zu kriegen verlanget Leute, die sich nur darauf gelegt haben. Will man einen jeden Bürger in den Waffen üben, so gehet dies zwar an, aber wer will alsdenn zum Nutzen und Reichthum des Staats arbeiten? Kaufleute, Handwerker, Künstler und Gelehrte haben mit Erreichung dieser Absichten genug zu thun. Wollte man ihnen auflegen, Soldaten zu seyn, so würde der Staat ihrer bald beraubt werden. So viel, glaube ich also, erhellet, daß nach der Absicht eines Staats, sowohl Reichthum als Sicherheit zu erhalten, es nicht angehet, daß alle Bürger zur Erreichung beyder Absichten sollten arbeiten können, und daß die Friedens- und KriegsKünste jedem Bürger beywohnen sollten.

§. 10.

Nichts bleibt übrig, als daß eine gewisse Anzahl Bürger zum SoldatenStande genommen, und beständig in den Waffen geübet werden. Denn dadurch hat man eine beständige Sicherheit des Staats bewirket, ja man hat sie auf die vollkommenste Art bewirket. Der Staat ist seinen innerlichen Feinden gewachsen, und stets bereit, die Anfälle äußerlicher Feinde abzutreiben. Der Einwohner

genießet unter diesem Schutze der Früchte seiner Hände in Ruhe, er arbeitet, und sammlet Reichthümer, weil ihr Gebrauch ihm gesichert ist, und er ihre Beraubung nicht fürchten darf. Wir dürfen Fremde nicht gänzlich von dieser Einrichtung des SoldatenStandes ausschließen. Es können verschiedene Umstände da seyn, die es sehr vortheilhaft machen, wenn man auch diese unter die Soldaten aufnimmt, nur daß es mit Beobachtung der im 8. §. gegebenen Regel geschehe.

§. 11.

Man wird glauben, daß dies einem Lande zu großer Beschwerde gereiche, und seinen Reichthum sehr schwäche, wenn beständig Truppen im Lande unterhalten werden, die wegen der Besoldung und des übrigen Aufwandes einen großen Theil der landesherrlichen Einkünfte wegnehmen, und nur machen, daß der Unterthan mit mehrern Auflagen beschweret wird. Man erwege aber, daß dies bey andern Vorschlägen von Errichtung der Kriegsverfassung entweder eben so sehr statt finde, oder daß die Einrichtungen, bey welchen weniger Ausgaben sind, nach dem jetzigen Zustande unmöglich sind. Man erwege ferner, ob nicht die Einwohner des Staats, die zu KriegsDiensten bestimmet werden, in eine solche Verfassung können gebracht werden, wobey der Reichthum des Staats entweder gar nicht leidet, oder wohl noch gar vermehret wird. Man höre, was der große Verfasser der brandenburgischen Merkwürdigkeiten von dieser Sache schreibet. Er erzählet die fürtrefliche Einrichtung des KriegsStaats in den brandenburgischen Ländern unter **Friedrich Wilhelm**, dem vorigen König in Preußen. Er spricht: **Die Truppen wurden in dem ganzen Staat vertheilet; so, daß das Geld, welches die Einwohner dem Staat bezahlten, ihnen durch die Truppen stets wieder zugewendet wurde. Und damit der Landmann mit**

mit ihrer Unterhaltung nicht beschweret würde, so wurde so wohl die Reuterey als das Fußvolk in die Städte verleget. Durch dieses Mittel vermehrte die Accise die Einkünfte. Die Disciplin breitete sich unter die Truppen aus. Die Eßwaaren kamen besser in Preiß, und die Wolle, die bisher Fremden verkaufet war, und die man hernach, wenn sie verarbeitet war, von ihnen wieder kaufte, gieng nicht mehr aus dem Lande. Berlin wurde voll von Künstlern, die alle blos für die Armee arbeiteten.

§. 12.

Auch dies könnte noch ein Einwurf gegen den Vorschlag seyn, daß man aus den Bürgern des Staats einige zu beständigen Soldaten machen solle, woher man diesen besonders diese Verbindlichkeit auferlegen wolle, wozu alle Bürger verbunden sind? Ich antworte: Der Endzweck des Staats ist gedoppelt, die Sicherheit und der Reichthum. Alle Bürger müssen überhaupt zu beyden Absichten arbeiten, aber es erfordert auch insbesondere eine jede Absicht ihre eigene Leute. Es ist daher nichts Ungerechtes, daß einige zur Beschützung des Staats erwählet werden, da unterdessen andere für dessen Reichthum sorgen. Es würde auch überhaupt dieser Einwurf nicht mehr gemacht werden, wenn der SoldatenStand nicht mehr so sehr verachtet würde, und wenn man den Bürgern selbst diese Pflicht recht einprägte: **Es ist rühmlich, für sein Vaterland zu sterben.**

XVI.

W. Lümmens Abhandlung von den Ursachen der RindviehSeuche.

§. 1.

Es ist nun eine Zeit von vierzehn Jahren, daß die Seuche unter dem Rindvieh in meinem Vaterlande heftiger, als jemahls, gewütet hat. Bald rasete sie so stark, daß fast kein Vieh verschonet wurde. Bald entfernete sie sich eine Zeit lang, allein nur deßwegen, daß der LandMann Zeit gewönne, sich wieder zu erholen, und seine Wiesen mit genugsamen Viehe wieder zu besetzen, damit sie hernach auf einmal eine desto kläglichere Niederlage anrichten möchte. Dies Uebel ist stark genug, einem Lande seine Nahrung zu nehmen. Es giebt einige Marschländer, die mehr zur ViehZucht erschaffen zu seyn scheinen, indem sie zur Hervorbringung des Getraides, wo nicht ganz unbrauchbar sind, doch nur mit den größesten Unkosten geschickt gemacht werden können. Andere schenken zwar dem AckersManne eine reichliche Erndte. Allein der Vortheil ist lange so wichtig und dauerhaft nicht, als wenn sie zur Weide für das Rindvieh genutzt werden. Ein Patriotischgesinneter muß hiedurch zum Nachdenken bewogen werden, wie dieses Uebel, wenn es einmal eingerissen ist, könne abgeschaffet, oder wenigstens, wie das Hornvieh in Zukunft, vor solchem Uebel kann verwahrt werden. Beydes aber ist unmöglich, wenn nicht zuvor der Ursprung dieser Krankheit entdecket worden ist. Und man kann sich versprechen, in dieser Beschäftigung glücklich zu seyn, wenn man sich vorher um die wahre Beschaffenheit der Krankheit,

heit, welche man aus äußern Zeichen kennen lernet, bekümmert. Denn man kann immer, wenn man nur vorsichtig ist, von der Wirkung, auf die wirkende Ursach zurückschließen. Ich habe dieser Sache oft nachgedacht, und will mir daher Mühe geben, in dieser Abhandlung die Ursachen der RindviehSeuche zu entwickeln. Vielleicht wird meine Bemühung von einigen mit Beyfall gekrönet, vielleicht wird sie getadelt. Ich erwarte beydes mit Gelassenheit.

§. 2.

Die vornehmsten Zeichen, durch welche sich die Seuche sichtbar macht, sind, eine starke Bewegung des Herzens, schwerer Athem, das Kopfhängen, eine große Müdigkeit, verminderter Appetit zum Fressen, ein ungewöhnlicher Ausfluß von Schleim aus den Augen und NaseLöchern und die Ruhr; In dem Eingeweide des Viehes wird ein sehr stinkender und trockener Mist gefunden, und die Magenwärzgen sind oftmals Zeugen von einer vorgegangenen Entzündung.

§. 3.

Wovon sollen aber diese Zufälle anders herrühren, als von einer solchen Verderbung der BlutMasse, dadurch sie widernatürlich verdickt und ihrer Bewegung beraubet wird? Ich will mich bemühen, diesen Satz vollständig zu beweisen. Ich schließe also: Wenn die HornviehSeuche macht, daß die ganze thierische Maschine zur Unthätigkeit bestimmt wird, indem sie sich in dem ganzen Körper ausbreitet, und sowohl die LebensWirkungen als auch die eigentlich sogenannten thierischen und natürlichen vermindert (§. 2.), so folgt, daß wir die unmittelbare

Ursache dieser Krankheit in einer solchen Materie setzen müssen, welche so in dem ganzen Körper wirkt, daß dadurch eine Unwirksamkeit in den Theilen desselben entstehet. Ist es nun gewiß, daß ausser dem Blute keine andere flüßige Materie in dem thierischen Körper vorhanden sey, welche so allgemein in demselben ist, als dieses, und können die vesten Theile auf keine andere Art ihre Thätigkeit verliehren, als wenn der Saft, wodurch sie ernähret werden, wegen seiner Dickichkeit ihren zusammenziehenden Kräften Widerstand entgegen setzt, und keine genugsame Menge von LebensGeistern darreicht; so muß man mir auch zugeben, daß der nächste Grund der ViehSeuche in einer widernatürlich verdickten BlutMasse zu suchen sey. Dieser Beweiß wird hinreichend seyn, meinen Satz zu bekräftigen, woferne man nicht den RedeGebrauch verletzen, und das Daseyn eines oder des andern bestimmten Zufalles, welche in §. 2. angeführet worden, schon eine ViehSeuche nennen will.

§. 4.

Es wird leicht seyn, aus der angeführten Beschaffenheit der Säfte jene angeführte Zufälle erforderlich zu erklären: **Die außerordentliche Bewegung des Herzens** ist eine nothwendige Folge davon, daß der zusammenziehenden Kraft des Herzens von den allzudicken Säften ein vergrößerter Widerstand entgegen gesetzt wird. Und wie kann **das Athemholen** gut von statten gehen, wenn das Blut durch die subtilen LungenGefäsgen nicht ungehindert durchgehen kann? Wie kann wohl etwas anders als **Kopfhängen** und überhaupt **eine Müdigkeit** im ganzen Körper entstehen, wenn wegen der allzudicken BlutMasse entweder wenige, oder gar keine LebensGeister mehr abgesondert werden? Eben dieser Mangel der LebensGeister verursacht, daß die Nerven

ven des Magens ihrer Empfindlichkeit beraubet werden. Und muß nicht dieses den Appetit zum Fressen vermindern, vornemlich da auch der MagenSaft von dem allzudicken Geblüte nicht kann abgesondert werden? Nichts kann endlich bey einem Körper, dessen Säfte wegen ihrer Unthätigkeit der Fäulniß, und also einer daraus entstehenden Schärfe so leicht fähig sind, leichter entstehen, als Entzündung, und ein ungewöhnlicher Ausfluß bösartiger Materien. Dies sind alle Zufälle (§. 2.) welche ich aus der angeführten Ursache (§. 3.) zu erklären versprochen habe. Ich müste mich sehr irren, wenn ich meine Zusage nicht erfüllet hätte.

§. 5.

Wie kommt es aber, daß in meinem Vaterlande und in andern Ländern die BlutMasse des HornViehes so sehr verdorben wird? oder welches ist die Ursache von der widernatürlichen Verdickung in der thierischen Maschine? Warum entstehet nicht diese Unvollkommenheit in allen Ländern? Wir müssen itzt auf die Umstände acht geben, unter welchen sich das Hornvieh an verschiedenen Orten befindet. Wir müssen untersuchen, welche von diesen einen Grund in sich fassen können, daß die Säfte in der thierischen Maschine so verdickt werden.

§. 6.

Ich glaube, daß die Gewohnheit, da man das Rindvieh auch wohl gar Tag und Nacht auf der Weide gehen läßt, eine wirkliche Ursach von der bestimmten widernatürlichen Beschaffenheit des Blutes und folglich der Seuche sey. Ich will mich bemühen, diese angenommene Meynung zu rechtfertigen.

§. 7.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Vieh in offenen Felde vielen Beschwerlichkeiten unterworfen sey. Ist der Himmel heiter, so ist es den ganzen Tag der brennenden SonnenHitze ausgesetzt. Alle seine Säfte gerathen in eine schnelle Bewegung, welche von einem heissen Durste und einer empfindlichen Müdigkeit begleitet wird. Von jenem angereitzt, eilen die Thiere zur Tränke; und Durst und Hitze werden plötzlich durch das kühle eingeschluckte Wasser vertrieben. Noch fallen die feurigen SonnenStrahlen auf ihren erquickten Körper. Die vorige Hitze kehret in der Gesellschaft des Durstes zurück, und ihre Natur treibet sie an, das vorige Labungs-Mittel zu gebrauchen. Die heiße Luft zieht die Wasser-Theile aus dem Erdreiche an sich, der Zusammenhang der ErdTheile wird dadurch getrennet, und es ensteht ein Staub. Ein schneller Wind erhebt sich, und Gras und Kraut werden von diesem Staube bedecket. Fliegen, Käfer und allerley giftiges Ungeziefer schwärmen in großer Menge auf den Wiesen herum, und suchen ihre Nahrung auf der Oberfläche der Erde. Von der Stillung ihrer Triebe vergnügt, verweilen sie sich an dem Orte, wo die gütige Natur ihre Tafel gedeckt hatte, und beschenken zugleich den Ort ihres Aufenthalts mit einer Menge Eyern, deren Ausbrütung sie der gutthätigen Sonne überlassen. Die künstliche ErdSpinne kriecht von einer Spitze des Grases zur andern, und strickt ihr zartes Gewebe. Sollte sie ihr schönes Gebäude so bald verlassen? Nein, es ist ihr Pallast, sie wohnt darinn bis zur Zeit ihrer Niederkunft, wo alle Winkel desselben mit hundert Eyern besetzt werden. Hat der Regen das Erdreich lucker gemacht, so kann das Gras leicht mit seinen Wurzeln aus der Erde gerissen werden. Eine genaue Beobachtung lehret, daß eine unzählige Menge von Gewürmen in der Erde ihre Nahrung

rung aus denselben ziehen, und vest daran kleben, wenn gleich das Gras aus der Erde herausgezogen wird. Das hungrige Rindvieh verschluckt nun mit dem Grase Staub, Eyer und Ungezieser, und sammlet sich dadurch einen Vorrath, welcher seinen Untergang unvermeidlich macht. Noch schlimmer ist das Ungemach des Rindviehes, welches des Nachts auf der Weide bleiben muß. Am Tage werden sie von der Hitze und Dürre, und bey Nacht von Feuchtigkeiten und Kälte gequälet. Und wie oft ist nicht gar, ein von Thau, Nebel und Regen benetztes Gras, ihre kalte Ruhe Stätte?

§. 8.

Es ist nun nicht schwer, zu zeigen, wie aus dem angeführten eine widernatürliche Dickigkeit der Säfte in dem Hornviehe entstehen könne. Was ist wohl gewisser, als daß eine schnelle Abwechslung von Hitze und Kälte eine Stockung der Säfte in einem thierischen Körper verursache? Denn ist der Leib erhitzt, so sind auch alle Säfte flüchtig und ausgedehnt, und erweitern auch daher die Röhren, in denen sie sich bewegen. Wird nun das Geblüt durch schnell eingeschlucktes kaltes Wasser, oder durch eine kalte Luft, oder durch kühle Feuchtigkeiten, die von außen auf die Haut der Thiere wirken, wiederum in einen engern Raum zusammengebracht; so ziehen sich auch die Hölungen, durch welche sich dasselbe bewegen soll, wiederum zusammen. Was folgt aber aus dieser abwechselnden Ausdehnung und Zusammenziehung der Gefäße, die in freyer Luft so unordentlich erfolgt, anders, als eine Schwäche derselben? Und was wirket die unordentlich abwechselnde Ausdehnung und Verdickung des Geblütes? Es verliehret hiedurch seine thätige geistige Theile, und wird zähe, dick und unthätig. Die verminderte Kraft der Gefäße ist von einer zunehmenden Dickigkeit des Geblüts noch eine neue Ursache.

 Was

Was soll ich aber von dem bestaubten Grase, von der Menge der Gewürme, welche sich an den Wurzeln desselben befinden, von dem Ungeziefer, mit seinen unzehligen Eyern, und dem Gewebe der Spinnen, welche von dem auf der Weide getriebenen Viehe verschluckt werden, sagen? Wer kennet alle Arten von Ungeziefer? Vielleicht führen viele einen Gift bey sich. Es sey auch dieses nicht, so muß man mir doch einräumen, daß es eine schädliche Nahrung vor das Vieh sey. Das Ungeziefer geht in dem Magen und in den Eingeweiden der Thiere in Fäulniß. Es wird also der MagenSaft sammt den übrigen flüßigen Materien, die zur Verdauung erfordert werden, so verunreiniget, daß die Verdauung fernerhin nicht gehörig von statten gehen kann. Wo soll nun ein guter NahrungsSaft, und ein vollkommnes Geblüth erzeugt werden? Es entsteht vielmehr ein grobes und dickes Blut. Dies ist also der Beweiß davon, **daß die Gewohnheit, die Thiere, vornehmlich Tag und Nacht, auf die Weide gehen zu lassen, zu der widernatürlichen Beschaffenheit des Blutes Anlaß gebe, aus welcher die ViehSeuche folget** (§. 3.).

§. 9.

Warum aber werden nicht die Pferde und Schaafe durch eben diese Ursachen weggeraffet, da sie doch auf eben diese Weise ihre Nahrung empfangen? Warum ist die ViehSeuche nicht beständig vorhanden? Wie geht es zu, daß sie auch im Winter wütet? Wie können die jungen Kälber, die noch niemals die freye Luft gespühret haben, an eben dieser Seuche sterben? Dies sind die HauptEinwürfe, die man mir machen kann. Ich muß sie nothwendig beantworten, wofern ich mir den Beyfall meiner Leser versprechen will. Den **ersten Einwurf** kann ich kurz beantworten: Die Pferde und Schaafe sind mit dem Rindvieh nicht unter einerley Umstän-

ständen. Die Schaafe haben eine Kleidung von der gütigen Natur erhalten, die sie vor die widrige Anfälle der Witterung genugsam bedeckt. Ihre Wolle ist vermögend, sie vor Kälte und Nässe in Sicherheit zu stellen. Die Pferde aber sind theils nicht so oft auf der Weide, theils lehret uns der Augenschein, daß ihre Nerven weit stärker sintd, theils aber ist auch ihre Arbeit und der Schweiß, den sie bey derselben vergießen, im Stande, das Schädliche aus ihren Körper wieder zu vertreiben, und den Umlauf des Geblütes wieder herzustellen. Da aber nicht ein jeder Sommer gleiche Hitze bringet; da der Regen und die Hitze in manchen Jahren beständig mit einander abwechseln, und also nicht jedes Jahr der Ausbrütung des Ungeziefers gleich günstig ist, folglich schon eine Ursach des Viehsterbens wegfält, so ist auch **der zweyte Einwurf** gehoben. In manchen Wiesen wächst das Gras so häufig nicht, als in andern. Das Gewebe der Spinnen kann also leichter mit den darinn befindlichen Eyern fortgeführet werden, so bald sich der Wind nur ein wenig erhebt. Manches Land bringet nicht so viele Kräuter hervor, als die Thiere suchen, welche das Geblüth des Rindviehes verderben, und folglich suchen sie ihre Nahrung an einem andern Orte. Das Vieh selbst ist in Ansehung der Stärke von einander unterschieden. Dies ist eine Antwort, wenn man mich fragen wolte, **warum denn das Vieh auf der einen Wiese krank wird, da es doch auf der andern gesund bleibet?** Daß aber auch das Viehsterben sich oftmals im Winter einstellet, ist leicht zu erklären, wenn man nur bedenket, **daß theils das**

einge=

eingesammlete Futter schon das Verderben mit sich führen könne, theils aber auch die Körper der Thiere im Sommer so verdorben seyn können, daß sie erst im Winter ihr Leben einbüßen müssen. Da endlich eine geschwächte Mutter eine schwache Frucht zur Welt bringet, und die scharfen Ausdünstungen des kranken Viehes ansteckend seyn können, so darf man sich auch nicht wundern, warum die Kälber, die noch nie der freyen Luft ausgesetzt gewesen sind, dennoch an der ViehSeuche sterben?

§. 10.

Es ist nicht zu läugnen, es können noch mehrere Ursachen vorhanden seyn, welche die ViehSeuche verursachen können. Die Luft, das Wasser, der Thau, können auch ganz allein genommen, die Säfte einer thierischen Maschine verdicken. Kurz, sie können vergiftet seyn. Wollte man aber behaupten, der Grund der ViehSeuche müsse auch wirklich darinn gesucht werden, so erwiedere ich nicht allein, dies sey noch niemals erwiesen worden, sondern ich getraue mir auch zu beweisen, es sey grundfalsch. Sollte die Luft die Ursache von der widernatürlichen Verdickung des Geblütes des Rindviehes seyn, so müßten solche Theile darinn vorhanden seyn, die eben die Wirkung bey andern thierischen Maschinen, und vornehmlich bey solchen, die eine zärtere Beschaffenheit haben, hervorbringen. Alles junge und schwache Vieh, und vornehmlich die Menschen müßten hierdurch, wo nicht ihr Leben verliehren,

ren, doch wenigstens unangenehme Zufälle empfinden. Das Wasser müßte auch diese Krankheit bey andern Thieren verursachen. Und eben dieses gebe ich zur Antwort, wenn man die wirkliche Ursache der Krankheit des Rindviehes in dem Thaue suchen wollte. Wo sollte auch wohl eine vergiftete Luft, ein vergiftetes Wasser und ein verdickender Thau herkommen, wenn nicht der Erdboden solche verdickende, das ist, saure **Theile**, in sich enthielte. Die Erfahrung aber beweist es, daß dies in den Ländern nicht sey, wo die ViehSeuche am stärksten wütet.

§. 11.

Worzu nutzt es aber, die **Quellen der Rindvieh-Seuche** entdeckt zu haben, wenn man nicht zeigen kann, **wie dieselben zu verstopfen**? Es ist zwar wahr, selbst dadurch daß wir ihren **Ursprung** kennen lernen, sieht man auch, wie **derselbe** zu verhindern sey? Habe ich die vorgetragene Meynung gerechtfertiget, so fließt hieraus das Mittel für die bestimmte Seuche: **Behalte dein Vieh zu allen Zeiten in dem Stalle, so wird es vor dieser Krankheit sicher seyn.** Allein wie viele Unbequemlichkeiten sind nicht mit der Beobachtung dieser Regel verbunden. Mancher LandWirth besitzt oft mehr als vierzig, funfzig bis hundert Stück Hornvieh. Wie viele Unkosten müßten nicht angewendet werden, eine solche Anzahl in den Ställen zu unterhalten? Dieser Einwurf ist wichtig, ob gleich die Kosten sich nicht

so hoch erstrecken, als wenn jemand etlichemal eine solche Anzahl von Rindviehe verliehret. Ich werde mich daher bemühen, erstlich zu zeigen, wie man das Rindvieh, wenn es gleich auf die Weide geführet wird, vor den Anfällen der Seuche in Sicherheit stellen könne; zweytens, wie dieses Verderben, wenn es einmal eingerissen ist, wieder könne ausgerottet werden. Diese zwo Abhandlungen werden in der zukünftigen Sammlung von Schriften, welche unsere Gesellschaft zu liefern versprochen hat, einen Platz bekommen.

Jena
gedruckt bey Johann Christoph Straußen.

Innhalt.

1. Prüfung der PräformationsSystems der Pflantzen. Brandes Seite 1
2. Ebendesselben Abhandlung von den Ursachen der Fruchtbarkeit der Bremischen Marschländer. 7
3. Untersuchung: ob, und inwieferne der Leib des Menschen jemalen unsterblich seyn könne? Giese 17
4. von der todten Erde in der Natur. Sarnighausen 27
5. Versuche die Schwere der Cörper betreffend. Greiner 46
6. Ebendesselben physikalischer Beweis, daß die anhängende Kraft der Luft die Ursache der Schwere der Körper sey, welcher sich auf die in der vorigen Abhandlung erzählte Versuche gründet. 50
7 Kurze Untersuchung der Frage: ob der Wille Gottes ein ErkänntnißGrund dessen sey, was nach dem Rechte der Natur zu thun ist, und ob er der einzige sey? Sarnighausen 58
8. von den Rechten, welche ein Regent über auswärtiger Regenten vornehme Bedienten insofern besitzet, inwiefern sie ihm vor ihrem Amte unterthan gewesen. Rudow 64

9. All-

9. Allgemeine politische Mittel große und edelgesinnte Unterthanen zu bilden. Rave 77
10. Beantwortung der Frage: ob nicht mit der Lehre, daß diese Welt die beste sey, die GemüthsRuhe eines Philosophen, der bloß dem Lichte der Vernunft folget, leichter bestehen könne, als mit der entgegen gesetzten. Lümmen 91
11. Untersuchung ebenderselbigen Frage. Greiner 104
12. Untersuchung ebenderselbigen Frage. Früchtenicht 112
13. Beantwortung ebenderselbigen Frage. Weisser 126
14. Beurtheilung einer Abhandlung von den Einflüssen der himmlischen Körper, welche in dem 8ten Theil des allgemeinen Magazins der Natur, Künste und Wissenschaften eingerückt ist. Weisser 145
15. Gedanken über die verschiedenen Einrichtungen des SoldatenStandes in Ansehung der Leute, die dazu genommen werden. Rave 155
16. von den Ursachen der RindviehSeuche. Lümmen 164

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlettwein, Johann August, 1731-1802

Schriften zum Vortheil nützlicher Wissenschaften und des gesellschaftlichen Lebens

Bd.: [1]

Jena (1759)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .48 F 29#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11409810-2
VD18 80518141-001